IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR. OTTO RANK u. DR. HANNS SACHS

IV. JAHRGANG / 1915–1916
HEFT 6



1916
HUGO HELLER & CIE
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

DIE UNREGELMÄSSIGKEITEN IM ERSCHEINEN UND IM UMFANGE DIESER ZEITSCHRIFT, WELCHE UNS DURCH DIE KRIEGSLAGE AUFERLEGT SIND, WOLLEN DIE P. T. ABONNENTEN FREUNDLICHST ENTSCHULDIGEN. DAS VERSÄUMTE WIRD NACH WIEDERKEHR NORMALER ZUSTÄNDE NACHGEHOLT WERDEN.

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien XIX., Pyrkergasse 1, adressiert werden.

»IMAGO« erscheint SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von 24—30 Bogen und kann für M. 15·— = *K* 18·— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien I., Bauernmarkt 3, abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Auch wird ein GEMEINSAMES ABONNEMENT auf »IMAGO« und die »INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE« zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von M. 30·— = *K* 36·— eröffnet.

Die wenigen noch verfügbaren Exemplare der früheren Jahrgänge von »IMAGO« werden im Preise erhöht, so daß der komplette Jahrgang nunmehr M. 18·— = *K* 21·60, gebunden M. 22·50 = *K* 27·— kostet.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN mit Lederrücken sind zum Preise von M. 3·— = *K* 3·60 durch jede gute Buchhandlung, sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD

SCHRIFTLEITUNG:

IV. 6. DR. OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1916

Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit.

Von SIGM. FREUD.

Wenn der Arzt die psychoanalytische Behandlung eines Nervösen durchführt, so ist sein Interesse dabei keineswegs in erster Linie auf dessen Charakter gerichtet. Er möchte viel eher wissen, was seine Symptome bedeuten, welche Triebregungen sich hinter ihnen verbergen und durch sie befriedigen, und über welche Stationen der geheimnisvolle Weg von jenen Triebwünschen zu diesen Symptomen geführt hat. Aber die Technik, der er folgen muß, nötigt den Arzt bald, seine Wißbegierde vorerst auf andere Objekte zu richten. Er bemerkt, daß seine Forschung durch Widerstände bedroht wird, die ihm der Kranke entgegensetzt, und darf diese Widerstände dem Charakter des Kranken zurechnen. Nun hat dieser Charakter den ersten Anspruch an sein Interesse.

Was sich der Bemühung des Arztes widersetzt, sind nicht immer die Charakterzüge, zu denen sich der Kranke bekennt, und die ihm von seiner Umgebung zugesprochen werden. Oft zeigen sich Eigenschaften des Kranken bis zu ungeahnten Intensitäten gesteigert, von denen er nur ein bescheidenes Maß zu besitzen schien, oder es kommen Einstellungen bei ihm zum Vorschein, die sich in anderen Beziehungen des Lebens nicht verraten hatten. Mit der Beschreibung und Zurückführung einiger von diesen überraschenden Charakterzügen werden sich die nachstehenden Zeilen beschäftigen.

I.

Die Ausnahmen.

Die psychoanalytische Arbeit sieht sich immer wieder vor die Aufgabe gestellt, den Kranken zum Verzicht auf einen naheliegenden und unmittelbaren Lustgewinn zu bewegen. Er soll nicht auf Lust



überhaupt verzichten; das kann man vielleicht keinem Menschen zumuten, und selbst die Religion muß ihre Forderung, irdische Lust fahren zu lassen, mit dem Versprechen begründen, dafür ein ungleich höheres Maß von wertvollerer Lust in einem Jenseits zu gewähren. Nein, der Kranke soll bloß auf solche Befriedigungen verzichten, denen eine Schädigung unfehlbar nachfolgt, er soll bloß zeitweilig entbehren, nur den unmittelbaren Lustgewinn gegen einen besser gesicherten, wenn auch aufgeschobenen, eintauschen lernen. Oder mit anderen Worten, er soll unter der ärztlichen Leitung jenen Fortschritt vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip machen, durch welchen sich der reife Mensch vom Kinde scheidet. Bei diesem Erziehungswerk spielt die bessere Einsicht des Arztes kaum eine entscheidende Rolle; er weiß ja in der Regel dem Kranken nichts anderes zu sagen, als was diesem sein eigener Verstand sagen kann. Aber es ist nicht dasselbe, etwas bei sich zu wissen und dasselbe von anderer Seite zu hören; der Arzt übernimmt die Rolle dieses wirksamen Anderen; er bedient sich des Einflusses, den ein Mensch auf den anderen ausübt. Oder: erinnern wir uns daran, daß es in der Psychoanalyse üblich ist, das Ursprüngliche und Wurzelhafte an Stelle des Abgeleiteten und Gemilderten einzusetzen, und sagen wir, der Arzt bedient sich bei seinem Erziehungswerk irgend einer Komponente der Liebe. Er wiederholt bei solcher Nacherziehung wahrscheinlich nur den Vorgang, der überhaupt die erste Erziehung ermöglicht hat. Neben der Lebensnot ist die Liebe die große Erzieherin, und der unfertige Mensch wird durch die Liebe der ihm Nächsten dazu bewogen, auf die Gebote der Not zu achten und sich die Strafen für deren Übertretung zu ersparen.

Fordert man so von den Kranken einen vorläufigen Verzicht auf irgend eine Lustbefriedigung, ein Opfer, die Bereitwilligkeit, zeitweilig für ein besseres Ende Leiden auf sich zu nehmen, oder auch nur den Entschluß, sich einer für alle geltenden Notwendigkeit zu unterwerfen, so stößt man auf einzelne Personen, die sich mit einer besonderen Motivierung gegen solche Zumutung sträuben. Sie sagen, sie haben genug gelitten und entbehrt, sie haben Anspruch darauf, von weiteren Anforderungen verschont zu werden, sie unterwerfen sich keiner unliebsamen Notwendigkeit mehr, denn sie seien Ausnahmen und gedenken es auch zu bleiben. Bei einem Kranken solcher Art war dieser Anspruch zu der Überzeugung gesteigert, daß eine besondere Vorsehung über ihn wache, die ihn vor derartigen schmerzlichen Opfern bewahren werde. Gegen innere Sicherheiten, die sich mit solcher Stärke äußern, richten die Argumente des Arztes nichts aus, aber auch sein Einfluß versagt zunächst, und er wird darauf hingewiesen den Quellen nachzuspüren, aus welchen das schädliche Vorurteil gespeist wird.

Nun ist es wohl unzweifelhaft, daß ein jeder sich für eine »Ausnahme« ausgeben und Vorrechte vor den anderen beanspruchen möchte. Aber gerade darum bedarf es einer besonderen und nicht

überall vorfindlichen Begründung, wenn er sich wirklich als Ausnahme verkündet und benimmt. Es mag mehr als nur eine solche Begründung geben; in den von mir untersuchten Fällen gelang es, eine gemeinsame Eigentümlichkeit der Kranken in deren frühen Lebensschicksalen nachzuweisen: Ihre Neurose knüpfte an ein Erlebnis oder an ein Leiden an, das sie in den ersten Kinderzeiten betroffen hatte, an dem sie sich unschuldig wußten, und das sie als eine ungerechte Benachteiligung ihrer Person bewerten konnten. Die Vorrechte, die sie aus diesem Unrecht ableiteten, und die Unbotmäßigkeit, die sich daraus ergab, hatten nicht wenig dazu beigetragen, um die Konflikte, die später zum Ausbruch der Neurose führten, zu verschärfen. Bei einer dieser Patientinnen wurde die besprochene Einstellung zum Leben vollzogen, als sie erfuhr, daß ein schmerzhaftes organisches Leiden, welches sie an der Erreichung ihrer Lebensziele gehindert hatte, kongenitalen Ursprungs war. Solange sie dieses Leiden für eine zufällige spätere Erwerbung hielt, ertrug sie es geduldig; von ihrer Aufklärung an, es sei ein Stück mitgebrachter Erbschaft, wurde sie rebellisch. Der junge Mann, der sich von einer besonderen Vorsehung bewacht glaubte, war als Säugling das Opfer einer zufälligen Infektion durch seine Amme geworden und hatte sein ganzes späteres Leben über von seinen Entschädigungsansprüchen wie von einer Unfallsrente gezehrt, ohne zu ahnen, worauf er seine Ansprüche gründete. In seinem Falle wurde die Analyse, welche dieses Ergebnis aus dunkeln Erinnerungsresten und Symptomdeutungen konstruierte, durch Mitteilungen der Familie objektiv bestätigt.

Aus leicht verständlichen Gründen kann ich von diesen und anderen Krankengeschichten ein mehreres nicht mitteilen. Ich will auch auf die naheliegende Analogie mit der Charakterverbildung nach langer Kränklichkeit der Kinderjahre und im Benehmen ganzer Völker mit leidenschwerer Vergangenheit nicht eingehen. Dagegen werde ich es mir nicht versagen, auf jene von dem größten Dichter geschaffene Gestalt hinzuweisen, in deren Charakter der Ausnahmsanspruch mit dem Moment der kongenitalen Benachteiligung so innig verknüpft und durch dieses motiviert ist.

Im einleitenden Monolog zu Shakespeares Richard III. sagt Gloster, der spätere König:

»Doch ich, zu Possenspielen nicht gemacht,
Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln,
Ich, roh geprägt, entblößt von Liebes-Majestät
Vor leicht sich dreh'nden Nymphen sich zu brüsten,
Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Welt des Atmens, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei,
— — — — — — — — — — — — —

Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt ein Bösewicht zu werden
Und Feind den eitlen Freuden dieser Tage.«

Unser erster Eindruck von dieser Programmrede wird vielleicht die Beziehung zu unserem Thema vermissen. Richard scheint nichts anderes zu sagen als: Ich langweile mich in dieser müßigen Zeit und ich will mich amüsieren. Weil ich aber wegen meiner Mißgestalt mich nicht als Liebender unterhalten kann, werde ich den Bösewicht spielen, intrigieren, morden, und was mir sonst gefällt. Eine so frivole Motivierung müßte jede Spur von Anteilnahme beim Zuschauer ersticken, wenn sich nichts Ernsteres hinter ihr verbärge. Dann wäre aber auch das Stück psychologisch unmöglich, denn der Dichter muß bei uns einen geheimen Hintergrund von Sympathie für seinen Helden zu schaffen verstehen, wenn wir die Bewunderung für seine Kühnheit und Geschicklichkeit ohne inneren Einspruch verspüren sollen, und solche Sympathie kann nur im Verständnis, im Gefühl einer möglichen inneren Gemeinschaft mit ihm, begründet sein.

Ich meine darum, der Monolog Richards sagt nicht alles, er deutet bloß an und unterläßt es uns, das Angedeutete auszuführen. Wenn wir aber diese Vervollständigung vornehmen, dann schwindet der Anschein von Frivolität, dann kommt die Bitterkeit und Ausführlichkeit, mit der Richard seine Mißgestalt geschildert hat, zu ihrem Recht, und uns wird die Gemeinsamkeit klar gemacht, die unsere Sympathie auch für den Bösewicht erzwingt. Es heißt dann: Die Natur hat ein schweres Unrecht an mir begangen, indem sie mir die Wohlgestalt versagt hat, welche die Liebe der Menschen gewinnt. Das Leben ist mir eine Entschädigung dafür schuldig, die ich mir holen werde. Ich habe den Anspruch darauf, eine Ausnahme zu sein, mich über die Bedenken hinwegzusetzen, durch die sich andere hindern lassen. Ich darf selbst Unrecht tun, denn an mir ist Unrecht geschehen, — *und nun fühlen wir, daß wir selbst so werden könnten wie Richard, ja daß wir es im kleinen Maßstabe bereits sind. Richard ist eine gigantische Vergrößerung dieser einen Seite, die wir auch in uns finden.* Wir glauben alle Grund zu haben, daß wir mit Natur und Schicksal wegen kongenitaler und infantiler Benachteiligung grollen, wir fordern alle Entschädigung für frühzeitige Kränkungen unseres Narzißmus, unserer Eigenliebe. Warum hat uns die Natur nicht die goldenen Locken Balders geschenkt oder die Stärke Siegfrieds oder die hohe Stirne des Genies, den edlen Gesichtsschnitt des Aristokraten? Warum sind wir in der Bürgerstube geboren anstatt im Königsschloß? Wir würden es ebenso gut treffen, schön und vornehm zu sein, wie alle, die wir jetzt darum beneiden müssen.

Es ist aber eine feine ökonomische Kunst des Dichters, daß er seinen Helden nicht alle Geheimnisse seiner Motivierung laut und restlos aussprechen läßt. Dadurch nötigt er uns, sie zu ergänzen, beschäftigt unsere geistige Tätigkeit, lenkt sie vom kritischen Denken

ab, und hält uns in der Identifizierung mit dem Helden fest. Ein Stümper an seiner Stelle würde alles, was er uns mitteilen will, in bewußten Ausdruck fassen und fände sich dann unserer kühlen, frei beweglichen Intelligenz gegenüber, die eine Vertiefung der Illusion unmöglich macht.

Wir wollen aber die »Ausnahmen« nicht verlassen, ohne zu bedenken, daß der Anspruch der Frauen auf Vorrechte und Befreiung von soviel Nötigungen des Lebens auf demselben Grunde ruht. Wie wir aus der psychoanalytischen Arbeit erfahren, betrachten sich die Frauen alle als infantil geschädigt, ohne ihre Schuld um ein Stück verkürzt und zurückgesetzt, und die Erbitterung so mancher Tochter gegen ihre Mutter hat zur letzten Wurzel den Vorwurf, daß sie sie als Weib anstatt als Mann zur Welt gebracht hat.

II.

Die am Erfolge scheitern.

Die psychoanalytische Arbeit hat uns den Satz geschenkt: Die Menschen erkranken neurotisch infolge der Versagung. Die Versagung der Befriedigung für ihre libidinösen Wünsche ist gemeint, und ein längerer Umweg ist nötig, um den Satz zu verstehen. Denn zur Entstehung der Neurose bedarf es eines Konflikts zwischen den libidinösen Wünschen eines Menschen und jenem Anteil seines Wesens, den wir sein Ich heißen, der Ausdruck seiner Selbsterhaltungstriebe ist und seine Ideale von seinem eigenen Wesen einschließt. Ein solcher pathogener Konflikt kommt nur dann zustande, wenn sich die Libido auf Wege und Ziele werfen will, die vom Ich längst überwunden und geächtet sind, die es also auch für alle Zukunft verboten hat, und das tut die Libido erst dann, wenn ihr die Möglichkeit einer ichgerechten idealen Befriedigung benommen ist. Somit wird die Entbehrung, die Versagung einer realen Befriedigung die erste Bedingung für die Entstehung der Neurose, wenn auch lange nicht die einzige.

Um so mehr muß es überraschend, ja verwirrend wirken, wenn man als Arzt die Erfahrung macht, daß Menschen gelegentlich gerade dann erkranken, wenn ihnen ein tief begründeter und lange gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Es sieht dann so aus, als ob sie ihr Glück nicht vertragen würden, denn an dem ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Erfolg und der Erkrankung kann man nicht zweifeln. So hatte ich Gelegenheit, in das Schicksal einer Frau Einsicht zu nehmen, das ich als vorbildlich für solche tragische Wendungen beschreiben will.

Von guter Herkunft und wohlerzogen, konnte sie als ganz junges Mädchen ihre Lebenslust nicht zügeln, riß sich vom Elternhaus los und trieb sich abenteuernd in der Welt herum, bis sie die Bekanntschaft eines Künstlers machte, der ihren weiblichen Reiz zu

schätzen wußte, aber auch die feinere Anlage an der Herabgewürdigten zu ahnen verstand. Er nahm sie in sein Haus und gewann an ihr eine treue Lebensgefährtin, der zum vollen Glück nur die bürgerliche Rehabilitierung zu fehlen schien. Nach jahrelangem Zusammenleben setzte er es durch, daß seine Familie sich mit ihr befreundete, und war nun bereit, sie zu seiner Frau vor dem Gesetz zu machen. In diesem Moment begann sie zu versagen. Sie vernachlässigte das Haus, dessen rechtmäßige Herrin sie nun werden sollte, hielt sich für verfolgt von den Verwandten, die sie in die Familie aufnehmen wollten, sperrte dem Manne durch sinnlose Eifersucht jeden Verkehr, hinderte ihn an seiner künstlerischen Arbeit und verfiel bald in unheilbare seelische Erkrankung.

Eine andere Beobachtung zeigte mir einen höchst respektablen Mann, der, selbst akademischer Lehrer, durch viele Jahre den begreiflichen Wunsch genährt hatte, der Nachfolger im Lehramt seines Meisters zu werden, der ihn selbst in die Wissenschaft eingeführt hatte. Als nach dem Rücktritt jenes Alten die Kollegen ihm mitteilten, daß kein anderer als er zu dessen Nachfolger ausersehen sei, begann er zaghaft zu werden, verkleinerte seine Verdienste, erklärte sich für unwürdig, die ihm zugedachte Stellung auszufüllen, und verfiel in eine Melancholie, die ihn für die nächsten Jahre von jeder Tätigkeit ausschaltete.

So verschieden diese beiden Fälle sonst sind, so treffen sie doch in dem einen zusammen, daß die Erkrankung auf die Wunscherfüllung hin auftritt und den Genuß derselben zunichte macht.

Der Widerspruch zwischen solchen Erfahrungen und dem Satze, der Mensch erkranke an Versagung, ist nicht unlösbar. Die Unterscheidung einer äußerlichen von einer inneren Versagung hebt ihn auf. Wenn in der Realität das Objekt weggefallen ist, an dem die Libido ihre Befriedigung finden kann, so ist dies eine äußerliche Versagung. Sie ist an sich wirkungslos, noch nicht pathogen, so lange sich nicht eine innere Versagung zu ihr gesellt. Diese muß vom Ich ausgehen und der Libido andere Objekte streitig machen, deren sie sich nun bemächtigen will. Erst dann entsteht ein Konflikt und die Möglichkeit einer neurotischen Erkrankung, d. h. einer Ersatzbefriedigung auf dem Umwege über das verdrängte Unbewußte. Die innere Versagung kommt also in allen Fällen in Betracht, nur tritt sie nicht eher in Wirkung, als bis die äußerliche reale Versagung die Situation für sie vorbereitet hat. In den Ausnahmsfällen, wenn die Menschen am Erfolg erkranken, hat die innere Versagung für sich allein gewirkt, ja sie ist erst hervorgetreten, nachdem die äußerliche Versagung der Wunscherfüllung Platz gemacht hat. Daran bleibt etwas für den ersten Anschein Auffälliges, aber bei näherer Erwägung besinnen wir uns doch, es sei gar nicht ungewöhnlich, daß das Ich einen Wunsch als harmlos toleriert, solange er ein Dasein als Phantasie führt und ferne von der Erfüllung scheint, während es sich scharf gegen ihn zur Wehre setzt, sobald er sich

der Erfüllung nähert und Realität zu werden droht. Der Unterschied gegen wohlbekannte Situationen der Neurosenbildung liegt nur darin, daß sonst innerliche Steigerungen der Libidobesetzung die bisher geringgeschätzte und geduldete Phantasie zum gefürchteten Gegner machen, während in unseren Fällen das Signal zum Ausbruch des Konflikts durch eine reale äußere Wandlung gegeben wird.

Die analytische Arbeit zeigt uns leicht, daß es Gewissensmächte sind, welche der Person verbieten, aus der glücklichen realen Veränderung den lange erhofften Gewinn zu ziehen. Eine schwierige Aufgabe aber ist es, Wesen und Herkunft dieser richtenden und strafenden Tendenzen zu erkunden, die uns durch ihre Existenz oft dort überraschen, wo wir sie zu finden nicht erwarteten. Was wir darüber wissen oder vermuten, will ich aus den bekannten Gründen nicht an Fällen der ärztlichen Beobachtung, sondern an Gestalten erörtern, die große Dichter aus der Fülle ihrer Seelenkenntnis erschaffen haben.

Eine Person, die nach erreichtem Erfolg zusammenbricht, nachdem sie mit unbeirrter Energie um ihn gerungen hat, ist Shakespeares Lady Macbeth. Es ist vorher kein Schwanken und kein Anzeichen eines inneren Kampfes in ihr, kein anderes Streben, als die Bedenken ihres ehrgeizigen und doch mildfühlenden Mannes zu besiegen. Dem Mordvorsatz will sie selbst ihre Weiblichkeit opfern, ohne zu erwägen, welch entscheidende Rolle dieser Weiblichkeit zufallen muß, wenn es dann gelten soll, das durch Verbrechen erreichte Ziel ihres Ehrgeizes zu behaupten.

⟨Akt I, Szene 5⟩:

»Kommt, ihr Geister,
Die ihr auf Mordgedanken lauscht, entweibt mich.«
— — — — — — — — — — An meine Brüste,
Ihr Mordeshelfer! Saugt mir Milch zu Galle!«

⟨Akt I, Szene 7⟩:

»Ich gab die Brust und weiß,
Wie zärtlich man das Kind liebt, das man tränkt.
Und doch, dieweil es mir ins Antlitz lächelt,
Wollt' reißen ich von meinem Mutterbusen
Sein zahnlos Mündlein, und sein Hirn ausschmettern,
Hätt' ich's geschworen, wie du jenes schwurst!«

Eine einzige leise Regung des Widerstrebens ergreift sie vor der Tat:

⟨Akt II, Szene 2⟩:

»Hätt' er geglichen meinem Vater nicht
Als er so schlief, ich hätt's getan.«

Nun, da sie Königin geworden durch den Mord an Duncan, meldet sich flüchtig etwas wie eine Enttäuschung, wie ein Überdruß. Wir wissen nicht, woher.

⟨Akt III, Szene 2⟩:

»Nichts hat man, alles Lüge,
Gelingt der Wunsch, und fehlt doch die Genüge,
's ist sichrer das zu sein, was wir zerstören,
Als durch Zerstörung ew'ger Angst zu schwören.«

Doch hält sie aus. In der nach diesen Worten folgenden Szene des Banketts bewahrt sie allein die Besinnung, deckt die Verwirrung ihres Mannes, findet einen Vorwand, um die Gäste zu entlassen. Und dann entschwindet sie uns. Wir sehen sie ⟨in der ersten Szene des fünften Aktes⟩ als Somnambule wieder, an die Eindrücke jener Mordnacht fixiert. Sie spricht ihrem Manne wieder Mut zu wie damals:

»Pfui, mein Gemahl, pfui ein Soldat und furchtsam? — Was haben wir zu fürchten, wer es weiß? Niemand zieht unsere Macht zur Rechenschaft.« — — —

Sie hört das Klopfen ans Tor, das ihren Mann nach der Tat erschreckte. Daneben aber bemüht sie sich »die Tat ungeschehen zu machen, die nicht mehr ungeschehen werden« kann. Sie wäscht ihre Hände, die mit Blut befleckt sind und nach Blut riechen, und wird der Vergeblichkeit dieser Bemühung bewußt. Die Reue scheint sie niedergeworfen zu haben, die so reuelos schien. Als sie stirbt, findet Macbeth, der unterdes so unerbittlich geworden ist, wie sie sich anfänglich zeigte, nur die eine kurze Nachrede für sie:

⟨Akt V, Szene 5⟩:

»Sie konnte später sterben.
Es war noch Zeit genug für solch ein Wort.«

Und nun fragt man sich, was hat diesen Charakter zerbrochen, der aus dem härtesten Metall geschmiedet schien? Ist's nur die Enttäuschung, das andere Gesicht, das die vollzogene Tat zeigt, sollen wir rückschließen, daß auch in der Lady Macbeth ein ursprünglich weiches und weiblich mildes Seelenleben sich zu einer Konzentration und Hochspannung emporgearbeitet hatte, der keine Andauer beschieden sein konnte, oder dürfen wir nach Anzeichen forschen, die uns diesen Zusammenbruch durch eine tiefere Motivierung menschlich näher bringen?

Ich halte es für unmöglich, hier eine Entscheidung zu treffen. Shakespeares Macbeth ist ein Gelegenheitsstück, zur Thronbesteigung des bisherigen Schottenkönigs James gedichtet. Der Stoff war gegeben und gleichzeitig von anderen Autoren behandelt worden, deren Arbeit Shakespeare wahrscheinlich in gewohnter Weise genützt hat. Er bot merkwürdige Anspielungen an die gegenwärtige Situation. Die »jungfräuliche« Elisabeth, von der ein Gerede wissen wollte, daß sie nie imstande gewesen wäre, ein Kind zu gebären, die sich einst bei der Nachricht von James' Geburt im schmerzlichen

Aufschrei als »einen dürren Stamm« bezeichnet hatte[1], war eben durch ihre Kinderlosigkeit genötigt worden, den Schottenkönig zu ihrem Nachfolger werden zu lassen. Der war aber der Sohn jener Maria, deren Hinrichtung sie, wenn auch widerwillig, angeordnet hatte, und die trotz aller Trübung der Beziehungen durch politische Rücksichten doch ihre Blutsverwandte und ihr Gast genannt werden konnte.

Die Thronbesteigung Jakobs I. war wie eine Demonstration des Fluches der Unfruchtbarkeit und der Segnungen der fortlaufenden Generation. Und auf diesen nämlichen Gegensatz ist die Entwicklung in Shakespeares Macbeth eingestellt. Die Schicksalsschwestern haben ihm verheißen, daß er selbst König werden, dem Banquo aber, daß seine Kinder die Krone überkommen sollen. Macbeth empört sich gegen diesen Schicksalsspruch, er begnügt sich nicht mit der Befriedigung des eigenen Ehrgeizes, er will Gründer einer Dynastie sein und nicht zum Vorteile Fremder gemordet haben. Man übersieht diesen Punkt, wenn man in Shakespeares Stück nur die Tragödie des Ehrgeizes erblicken will. Es ist klar, da Macbeth selbst nicht ewig leben kann, so gibt es für ihn nur einen Weg, den Teil der Prophezeiung, der ihm widerstrebt, zu entkräften, wenn er nämlich selbst Kinder hat, die ihm nachfolgen können. Er scheint sie auch von seinem starken Weib zu erwarten:

⟨Akt I, Szene 7⟩:

»Du, gebier nur Söhne,
Nur Männer sollte dein unschreckbar Mark
Zusammensetzen.« — — — — — — —

Und ebenso klar ist, wenn er in dieser Erwartung getäuscht wird, dann muß er sich dem Schicksal unterwerfen, oder sein Handeln verliert Ziel und Zweck und verwandelt sich in das blinde Wüten eines zum Untergang Verurteilten, der vorher noch, was ihm erreichbar ist, vernichten will. Wir sehen, daß Macbeth diese Entwicklung durchmacht, und auf der Höhe der Tragödie finden wir jenen erschütternden, so oft schon als vieldeutig erkannten Ausruf, der den Schlüssel für seine Wandlung enthalten könnte, den Ausruf Macduffs:

⟨Akt IV, Szene 3⟩:

»Er hat keine Kinder.«

Das heißt gewiß: Nur weil er selbst kinderlos ist, konnte er meine Kinder morden, aber es kann auch mehr in sich fassen und

[1] Vgl. Macbeth ⟨Akt III, Szene 1⟩:

»Auf mein Haupt setzten sie unfruchtbar Gold,
Ein dürres Zepter reichten sie der Faust,
Daß es entgleite dann in fremde Hand,
Da nicht mein Sohn mir nachfolgt. — — —

vor allem könnte es das tiefste Motiv bloßlegen, welches sowohl Macbeth weit über seine Natur hinausdrängt, als auch den Charakter der harten Frau an seiner einzig schwachen Stelle trifft. Hält man aber Umschau von dem Gipfelpunkt, den diese Worte Macduffs bezeichnen, so sieht man das ganze Stück von Beziehungen auf das Vater-Kinderverhältnis durchsetzt. Der Mord des gütigen Duncan ist wenig anderes als ein Vatermord, im Falle Banquos hat Macbeth den Vater getötet, während ihm der Sohn entgeht, bei Macduff tötet er die Kinder, weil ihm der Vater entflohen ist. Ein blutiges und ein gekröntes Kind lassen ihm die Schicksalsschwestern in der Beschwörungszene erscheinen, das bewaffnete Haupt vorher ist wohl Macbeth selbst. Im Hintergrunde aber erhebt sich die düstere Gestalt des Rächers Macduff, der selbst eine Ausnahme von den Gesetzen der Generation ist, da er nicht von seiner Mutter geboren, sondern aus ihrem Leib geschnitten wurde.

Es wäre nun durchaus im Sinne der auf Talion aufgebauten poetischen Gerechtigkeit, wenn die Kinderlosigkeit Macbeths und die Unfruchtbarkeit seiner Lady die Strafe wären für ihre Verbrechen gegen die Heiligkeit der Generation, wenn Macbeth nicht Vater werden könnte, weil er den Kindern den Vater und dem Vater die Kinder geraubt, und wenn sich so an der Lady Macbeth die Entweibung vollzogen hätte, zu der sie die Geister des Mordes aufgerufen hat. Ich glaube, man verstünde ohneweiters die Erkrankung der Lady, die Verwandlung ihres Frevelmutes in Reue, als Reaktion auf ihre Kinderlosigkeit, durch die sie von ihrer Ohnmacht gegen die Satzungen der Natur überzeugt und gleichzeitig daran gemahnt wird, daß ihr Verbrechen durch ihr eigenes Verschulden um den besseren Teil seines Ertrags gebracht worden ist.

In der Chronik von Holinshed (1577), aus welcher Shakespeare den Stoff des Macbeth schöpfte, findet die Lady nur eine einzige Erwähnung als Ehrgeizige, die ihren Mann zum Morde aufstachelt, um selbst Königin zu werden. Von ihren weiteren Schicksalen und von einer Entwicklung ihres Charakters ist nicht die Rede. Dagegen scheint es, als ob dort die Wandlung im Charakter Macbeths zum blutigen Wüterich ähnlich motiviert werden sollte, wie wir es eben versucht haben. Denn bei Holinshed liegen zwischen dem Mord an Duncan, durch den Macbeth König wird, und seinen weiteren Missetaten zehn Jahre, in denen er sich als strenger, aber gerechter Herrscher erweist. Erst nach diesem Zeitraum tritt bei ihm die Änderung ein, unter dem Einfluß der quälenden Befürchtung, daß die Banquo erteilte Prophezeiung sich ebenso erfüllen könne, wie die seines eigenen Schicksals. Nun erst läßt er Banquo töten und wird wie bei Shakespeare von einem Verbrechen zum anderen fortgerissen. Es wird auch bei Holinshed nicht ausdrücklich gesagt, daß es seine Kinderlosigkeit ist, welche ihn auf diesen Weg treibt, aber es bleibt Zeit und Raum für diese naheliegende Motivierung. Anders bei Shakespeare. In atemraubender Hast jagen in der Tragödie die Er-

eignisse an uns vorüber, so daß sich aus den Angaben der Personen im Stücke etwa eine Woche als die Zeitdauer ihres Ablaufes berechnen läßt[1]. Durch diese Beschleunigung wird all unseren Konstruktionen über die Motivierung des Umschwungs im Charakter Macbeths und seiner Lady der Boden entzogen. Es fehlt die Zeit, innerhalb welcher die fortgesetzte Enttäuschung der Kinderhoffnung das Weib zermürben und den Mann in trotzige Raserei treiben könnte, und es bleibt der Widerspruch bestehen, daß soviel feine Zusammenhänge innerhalb des Stückes und zwischen ihm und seinem Anlaß ein Zusammentreffen im Motiv der Kinderlosigkeit anstreben, während die zeitliche Ökonomie der Tragödie eine Charakterentwicklung aus anderen als den innerlichsten Motiven ausdrücklich ablehnt.

Welches aber diese Motive sein können, die in so kurzer Zeit aus dem zaghaften Ehrgeizigen einen hemmungslosen Wüterich und aus der stahlharten Anstifterin eine von Reue zerknirschte Kranke machen, das läßt sich meines Erachtens nicht erraten. Ich meine, wir müßten darauf verzichten, das dreifach geschichtete Dunkel zu durchdringen, zu dem sich die schlechte Erhaltung des Textes, die unbekannte Intention des Dichters und der geheime Sinn der Sage hier verdichtet haben. Ich möchte es auch nicht gelten lassen, daß jemand einwende, solche Untersuchungen seien müßig angesichts der großartigen Wirkung, die die Tragödie auf den Zuschauer ausübt. Der Dichter kann uns zwar durch seine Kunst während der Darstellung überwältigen und unser Denken dabei lähmen, aber er kann uns nicht daran hindern, daß wir uns nachträglich bemühen, diese Wirkung aus ihrem psychologischen Mechanismus zu begreifen. Auch die Bemerkung, es stehe dem Dichter frei, die natürliche Zeitfolge der von ihm vorgeführten Begebenheiten in beliebiger Weise zu verkürzen, wenn er durch das Opfer der gemeinen Wahrscheinlichkeit eine Steigerung des dramatischen Effekts erzielen kann, scheint mir hier nicht an ihrem Platze. Denn ein solches Opfer ist doch nur zu rechtfertigen, wo es bloß die Wahrscheinlichkeit stört[2], aber nicht, wo es die kausale Verknüpfung aufhebt, und der dramatischen Wirkung wäre kaum Abbruch geschehen, wenn der Zeitablauf unbestimmt gelassen wäre, anstatt durch ausdrückliche Äußerungen auf wenige Tage eingeengt zu werden.

Es fällt so schwer, ein Problem wie das des Macbeth als unlösbar zu verlassen, daß ich noch den Versuch wage, eine Bemerkung anzufügen, die nach einem neuen Ausweg weist. Ludwig Jekels hat kürzlich in einer Shakespeare-Studie ein Stück der Technik des Dichters zu erraten geglaubt, welches auch für Macbeth in Betracht kommen könnte. Er meint, daß Shakespeare häufig einen Charakter in zwei Personen zerlegt, von denen dann jede unvoll-

[1] J. Darmstetter, Macbeth, Edition classique, p. LXXV, Paris 1887.

[2] Wie in der Werbung Richards III. um Anna, an der Bahre des von ihm ermordeten Königs.

ständig begreiflich erscheint, solange man sie nicht mit der anderen wiederum zur Einheit zusammensetzt. So könnte es auch mit Macbeth und der Lady sein, und dann würde es natürlich zu nichts führen, wollte man sie als selbständige Person fassen und nach der Motivierung ihrer Umwandlung forschen, ohne auf den sie ergänzenden Macbeth Rücksicht zu nehmen. Ich folge dieser Spur nicht weiter, aber ich will doch anführen, was in so auffälliger Weise diese Auffassung stützt, daß die Angstkeime, die in der Mordnacht bei Macbeth hervorbrechen, nicht bei ihm, sondern bei der Lady zur Entwicklung gelangen[1]. Er ist es, der vor der Tat die Halluzination des Dolches gehabt hat, aber sie, die später der geistigen Erkrankung verfällt; er hat nach dem Morde im Hause schreien gehört: Schlaft nicht mehr, Macbeth mordet den Schlaf und also soll Macbeth nicht mehr schlafen, aber wir vernehmen nichts davon, daß König Macbeth nicht mehr schläft, während wir sehen, daß die Königin aus ihrem Schlafe aufsteht und nachtwandelnd ihre Schuld verrät; er stand hilflos da mit blutigen Händen und klagte, daß all des Meergotts Flut nicht reinwasche seine Hand; sie tröstete damals: Ein wenig Wasser spült uns ab die Tat, aber dann ist sie es, die eine Viertelstunde lang ihre Hände wäscht und die Befleckung des Blutes nicht beseitigen kann. »Alle Wohlgerüche Arabiens machen nicht süßduftend diese kleine Hand.« (Akt V, Szene 1.) So erfüllt sich an ihr, was er in seiner Gewissensangst gefürchtet; sie wird die Reue nach der Tat, er wird der Trotz, sie erschöpfen miteinander die Möglichkeiten der Reaktion auf das Verbrechen, wie zwei uneinige Anteile einer einzigen psychischen Individualität und vielleicht Nachbilder eines einzigen Vorbilds.

Haben wir an der Gestalt der Lady Macbeth die Frage nicht beantworten können, warum sie nach dem Erfolge als Kranke zusammenbricht, so winkt uns vielleicht eine bessere Aussicht bei der Schöpfung eines anderen großen Dramatikers, der die Aufgabe der psychologischen Rechenschaft mit unnachsichtiger Strenge zu verfolgen liebt.

Rebekka Gamvik, die Tochter einer Hebamme, ist von ihrem Adoptivvater Doktor West zur Freidenkerin und Verächterin jener Fesseln erzogen worden, welche eine auf religiösem Glauben gegründete Sittlichkeit den Lebenswünschen anlegen möchte. Nach dem Tode des Doktors verschafft sie sich Aufnahme in Rosmersholm, dem Stammsitz eines alten Geschlechtes, dessen Mitglieder das Lachen nicht kennen und die Freude einer starren Pflichterfüllung geopfert haben. Auf Rosmersholm hausen der Pastor Johannes Rosmer und seine kränkliche, kinderlose Gattin Beate. »Von wildem, unbezwinglichem Gelüst« nach der Liebe des adeligen Mannes ergriffen, beschließt Rebekka, die Frau, die ihr im Wege steht, wegzuräumen, und bedient sich dabei ihres »mutigen, freigeborenen«, durch keine Rücksichten

[1] Vgl. Darmstetter l. c.

gehemmten Willens. Sie spielt ihr ein ärztliches Buch in die Hand, in dem die Kinderzeugung als der Zweck der Ehe hingestellt wird, so daß die Arme an der Berechtigung ihrer Ehe irre wird, sie läßt sie erraten, daß Rosmer, dessen Lektüre und Gedankengänge sie teilt, im Begriffe ist, sich vom alten Glauben loszumachen und die Partei der Aufklärung zu nehmen, und nachdem sie so das Vertrauen der Frau in die sittliche Verläßlichkeit ihres Mannes erschüttert hat, gibt sie ihr endlich zu verstehen, daß sie selbst, Rebekka, bald das Haus verlassen wird, um die Folgen eines unerlaubten Verkehrs mit Rosmer zu verheimlichen. Der verbrecherische Plan gelingt. Die arme Frau, die für schwermütig und unzurechnungsfähig gegolten hat, stürzt sich vom Mühlensteg herab ins Wasser, im Gefühl des eigenen Unwerts und um dem Glücke des geliebten Mannes nicht im Wege zu sein.

Seit Jahr und Tag leben nun Rebekka und Rosmer allein auf Rosmersholm in einem Verhältnis, welches er für eine rein geistige und ideelle Freundschaft halten will. Als aber von außen her die ersten Schatten der Nachrede auf dieses Verhältnis fallen, und gleichzeitig quälende Zweifel in Rosmer rege gemacht werden, aus welchen Motiven seine Frau in den Tod gegangen ist, bittet er Rebekka seine zweite Frau zu werden, um der traurigen Vergangenheit eine neue lebendige Wirklichkeit entgegenstellen zu können. (Akt II.) Sie jubelt bei diesem Antrage einen Augenblick lang auf, aber schon im nächsten erklärt sie, es sei unmöglich, und wenn er weiter in sie dringe, werde sie »den Weg gehen, den Beate gegangen ist«. Verständnislos nimmt Rosmer diese Abweisung entgegen; noch unverständlicher ist sie aber für uns, die wir mehr von Rebekkas Tun und Absichten wissen. Wir dürfen bloß nicht daran zweifeln, daß ihr Nein ernst gemeint ist.

Wie konnte es kommen, daß die Abenteurerin mit dem mutigen, freigeborenen Willen, die sich ohne jede Rücksicht den Weg zur Verwirklichung ihrer Wünsche gebahnt, nun nicht zugreifen will, da ihr angeboten wird, die Frucht des Erfolges zu pflücken? Sie gibt uns selbst die Aufklärung im vierten Akt: »Das ist doch eben das Furchtbare, jetzt, da alles Glück der Welt mir mit vollen Händen geboten wird, — jetzt bin ich eine solche geworden, daß meine eigene Vergangenheit mir den Weg zum Glück versperrt.« Sie ist also eine andere geworden unterdes, ihr Gewissen ist erwacht, sie hat ein Schuldbewußtsein bekommen, welches ihr den Genuß versagt.

Und wodurch wurde ihr Gewissen geweckt? Hören wir sie selbst und überlegen wir dann, ob wir ihr voll Glauben schenken dürfen: »Es ist die Lebensanschauung des Hauses Rosmer — oder wenigstens deine Lebensanschauung, — die meinen Willen angesteckt hat . . . Und ihn krank gemacht hat. Ihn geknechtet hat mit Gesetzen, die früher für mich nicht gegolten haben. Das Zusammenleben mit dir, — du, das hat meinen Sinn geadelt.«

Dieser Einfluß, ist hinzuzunehmen, hat sich erst geltend gemacht, als sie mit Rosmer allein zusammenleben durfte; »— in

Stille, — in Einsamkeit, — als du mir deine Gedanken alle ohne Vorbehalt gabst, — eine jegliche Stimmung, so weich und so fein wie du sie fühltest, — da trat die große Umwandlung ein«.

Kurz vorher hatte sie die andere Seite dieser Wandlung beklagt: »Weil Rosmersholm mir die Kraft genommen hat, hier ist mein mutiger Wille gelähmt worden. Und verschandelt! Für mich ist die Zeit vorbei, da ich alles und jedes wagen durfte. Ich habe die Energie zum Handeln verloren, Rosmer.«

Diese Erklärung gibt Rebekka, nachdem sie sich durch ein freiwilliges Geständnis vor Rosmer und dem Rektor Kroll, dem Bruder der von ihr beseitigten Frau, als Verbrecherin bloßgestellt hat. Ibsen hat durch kleine Züge von meisterhafter Feinheit festgelegt, daß diese Rebekka nicht lügt, aber auch nie ganz aufrichtig ist. Wie sie trotz aller Freiheit von Vorurteilen ihr Alter um ein Jahr herabgesetzt hat, so ist auch ihr Geständnis vor den beiden Männern unvollständig und wird durch das Drängen Krolls in einigen wesentlichen Punkten ergänzt. Auch uns bleibt die Freiheit anzunehmen, daß die Aufklärung ihres Verzichts das eine nur preisgibt, um ein anderes zu verschweigen.

Gewiß, wir haben keinen Grund, ihrer Aussage zu mißtrauen, daß die Luft auf Rosmersholm, ihr Umgang mit dem edlen Rosmer, veredelnd und — lähmend auf sie gewirkt hat. Sie sagt damit, was sie weiß und empfunden hat. Aber es brauchte nicht alles zu sein, was in ihr vorgegangen ist, auch ist es nicht notwendig, daß sie sich über alles Rechenschaft geben konnte. Der Einfluß Rosmers konnte auch nur ein Deckmantel sein, hinter dem sich eine andere Wirkung verbirgt, und nach dieser anderen Richtung weist ein bemerkenswerter Zug.

Noch nach ihrem Geständnis, in der letzten Unterredung, die das Stück beendet, bittet sie Rosmer nochmals, seine Frau zu werden. Er verzeiht ihr, was sie aus Liebe zu ihm verbrochen hat. Und nun antwortet sie nicht, was sie sollte, daß keine Verzeihung ihr das Schuldgefühl nehmen könnte, das sie durch den tückischen Betrug an der armen Beate erworben, sondern sie belastet sich mit einem anderen Vorwurf, der uns bei der Freidenkerin fremdartig berühren muß, keinesfalls die Stelle verdient, an die er von Rebekka gesetzt wird: »Ach, mein Freund, — komm nie wieder darauf! Es ist ein Ding der Unmöglichkeit —! Denn du mußt wissen, Rosmer, ich habe eine Vergangenheit.« Sie will natürlich andeuten, daß sie sexuelle Beziehungen zu einem anderen Manne gehabt hat, und wir wollen uns merken, daß ihr diese Beziehungen zu einer Zeit, da sie frei und niemandem verantwortlich war, ein stärkeres Hindernis der Vereinigung mit Rosmer dünken als ihr wirklich verbrecherisches Benehmen gegen seine Frau.

Rosmer lehnt es ab, von dieser Vergangenheit zu hören. Wir können sie erraten, obwohl alles, was dahin weist, im Stücke sozusagen unterirdisch bleibt und aus Andeutungen erschlossen werden

muß. Aus Andeutungen freilich, die mit solcher Kunst eingefügt sind, daß ein Mißverständnis derselben unmöglich wird.

Zwischen Rebekkas erster Ablehnung und ihrem Geständnis geht etwas vor, was von entscheidender Bedeutung für ihr weiteres Schicksal ist. Der Rektor Kroll besucht sie, um sie durch die Mitteilung zu demütigen, er wisse, daß sie ein illegitimes Kind sei, die Tochter eben jenes Doktors West, der sie nach dem Tode ihrer Mutter adoptiert hat. Der Haß hat seinen Spürsinn geschärft, aber er meint nicht, ihr damit etwas Neues zu sagen. »In der Tat, ich meinte, Sie wüßten ganz genau Bescheid. Es wäre doch sonst recht merkwürdig gewesen, daß Sie sich von Doktor West adoptieren ließen —.« »Und da nimmt er Sie zu sich — gleich nach dem Tode Ihrer Mutter. Er behandelt Sie hart. Und doch bleiben Sie bei ihm. Sie wissen, daß er Ihnen nicht einen Pfennig hinterlassen wird. Sie haben ja auch nur eine Kiste Bücher bekommen. Und doch halten Sie bei ihm aus. Ertragen seine Launen. Pflegen ihn bis zum letzten Augenblick.« — »Was Sie für ihn getan haben, das leite ich aus dem natürlichen Instinkt der Tochter her. Ihr ganzes übriges Auftreten halte ich für ein natürliches Ergebnis Ihrer Herkunft.«

Aber Kroll war im Irrtum. Rebekka hatte nichts davon gewußt, daß sie die Tochter des Doktors West sein sollte. Als Kroll mit dunklen Anspielungen auf ihre Vergangenheit begann, mußte sie annehmen, er meine etwas anderes. Nachdem sie begriffen hat, worauf er sich bezieht, kann sie noch eine Weile ihre Fassung bewahren, denn sie darf glauben, daß ihr Feind seiner Berechnung jenes Alter zugrunde gelegt hat, das sie ihm bei einem früheren Besuch fälschlich angegeben. Aber nachdem Kroll diese Einwendung siegreich zurückgewiesen: »Mag sein. Aber die Rechnung mag dennoch richtig sein, denn ein Jahr, ehe er angestellt wurde, ist West dort oben vorübergehend zu Besuch gewesen«, nach dieser neuen Mitteilung verliert sie jeden Halt. »Das ist nicht wahr.« — Sie geht umher und ringt die Hände: »Es ist unmöglich. Sie wollen mir das bloß einreden. Das kann ja nun und nimmermehr wahr sein. Kann nicht wahr sein! Nun und nimmermehr —!« Ihre Ergriffenheit ist so arg, daß Kroll sie nicht auf seine Mitteilung zurückzuführen vermag.

Kroll: »Aber, meine Liebe, — warum um Gottes willen, werden Sie denn so heftig? Sie machen mir geradezu Angst? Was soll ich glauben und denken —!«

Rebekka: »Nichts. Sie sollen weder etwas glauben noch etwas denken.«

Kroll: »Dann müßten Sie mir aber wirklich erklären, warum Sie sich diese Sache — diese Möglichkeit so zu Herzen nehmen.«

Rebekka (faßt sich wieder): »Das ist doch sehr einfach, Herr Rektor. Ich habe doch keine Lust, für ein uneheliches Kind zu gelten.«

Das Rätsel im Benehmen Rebekkas läßt nur eine Lösung zu. Die Mitteilung, daß Doktor West ihr Vater sein kann, ist der

schwerste Schlag, der sie betreffen konnte, denn sie war nicht nur die Adoptivtochter, sondern auch die Geliebte dieses Mannes. Als Kroll seine Reden begann, meinte sie, er wolle auf diese Beziehungen anspielen, die sie wahrscheinlich unter Berufung auf ihre Freiheit einbekannt hätte. Aber das lag dem Rektor ferne; er wußte nichts von dem Liebesverhältnis mit Doktor West, wie sie nichts von dessen Vaterschaft. Nichts anderes als dieses Liebesverhältnis kann sie im Sinne haben, wenn sie bei der letzten Weigerung gegen Rosmer vorschützt, sie habe eine Vergangenheit, die sie unwürdig mache, seine Frau zu werden. Wahrscheinlich hätte sie Rosmer, wenn er gewollt hätte, auch nur die eine Hälfte ihres Geheimnisses mitgeteilt und den schwereren Anteil desselben verschwiegen.

Aber nun verstehen wir freilich, daß diese Vergangenheit ihr als das schwerere Hindernis der Eheschließung erscheint, als das schwerere — Verbrechen.

Nachdem sie erfahren hat, daß sie die Geliebte ihres eigenen Vaters gewesen ist, unterwirft sie sich ihrem jetzt übermächtig hervorbrechenden Schuldgefühl. Sie legt vor Rosmer und Kroll das Geständnis ab, durch das sie sich zur Mörderin stempelt, verzichtet endgültig auf das Glück, zu dem sie sich durch Verbrechen den Weg gebahnt hatte, und rüstet zur Abreise. Aber das eigentliche Motiv ihres Schuldbewußtseins, welches sie am Erfolg scheitern läßt, bleibt geheim. Wir haben gesehen, es ist noch etwas ganz anderes als die Atmosphäre von Rosmersholm und der sittigende Einfluß Rosmers.

Wer uns soweit gefolgt ist, wird jetzt nicht versäumen, einen Einwand vorzubringen, der dann manchen Zweifel rechtfertigen kann. Die erste Abweisung Rosmers durch Rebekka erfolgt ja vor dem zweiten Besuch Krolls, also vor seiner Aufdeckung ihrer unehelichen Geburt, und zu einer Zeit, da sie um ihren Inzest noch nichts weiß, — wenn wir den Dichter richtig verstanden haben. Doch ist diese Abweisung energisch und ernst gemeint. Das Schuldbewußtsein, das sie auf den Gewinn aus ihren Taten verzichten heißt, ist also schon vor ihrer Kenntnis um ihr Kapitalverbrechen wirksam, und wenn wir soviel zugeben, dann ist der Inzest als Quelle des Schuldbewußtseins vielleicht überhaupt zu streichen.

Wir haben bisher Rebekka West behandelt, als wäre sie eine lebende Person und nicht eine Schöpfung der von dem kritischesten Verstand geleiteten Phantasie des Dichters Ibsen. Wir dürfen versuchen, bei der Erledigung dieses Einwands denselben Standpunkt festzuhalten. Der Einwand ist gut, ein Stück Gewissen war auch vor der Kenntnis des Inzests bei Rebekka erwacht. Es steht nichts im Wege, für diese Wandlung den Einfluß verantwortlich zu machen, den Rebekka selbst anerkennt und anklagt. Aber damit kommen wir von der Anerkennung des zweiten Motivs nicht frei. Das Benehmen Rebekkas bei der Mitteilung des Rektors, ihre un-

mittelbar darauffolgende Reaktion durch das Geständnis lassen keinen Zweifel daran, daß erst jetzt das stärkere und das entscheidende Motiv des Verzichts in Wirkung tritt. Es liegt eben ein Fall von mehrfacher Motivierung vor, bei dem hinter dem oberflächlicheren Motiv ein tieferes zum Vorschein kommt. Gebote der poetischen Ökonomie hießen den Fall so gestalten, denn dies tiefere Motiv sollte nicht laut erörtert werden, es mußte gedeckt bleiben, der bequemen Wahrnehmung des Zuhörers im Theater oder Lesers entzogen, sonst hätten sich bei diesem schwere Widerstände erhoben, auf die peinlichsten Gefühle begründet, welche die Wirkung des Schauspiels in Frage stellen könnten.

Mit Recht dürfen wir aber verlangen, daß das vorgeschobene Motiv nicht ohne inneren Zusammenhang mit dem von ihm gedeckten sei, sondern sich als eine Milderung und Ableitung aus dem letzteren erweise. Und wenn wir dem Dichter zutrauen dürfen, daß seine bewußte poetische Kombination folgerichtig aus unbewußten Voraussetzungen hervorgegangen ist, so können wir auch den Versuch machen zu zeigen, daß er diese Forderung erfüllt hat. Rebekkas Schuldbewußtsein entspringt aus der Quelle des Inzestvorwurfs, noch ehe der Rektor ihr diesen mit analytischer Schärfe zum Bewußtsein gebracht hat. Wenn wir ausführend und ergänzend ihre vom Dichter angedeutete Vergangenheit rekonstruieren, so werden wir sagen, sie kann nicht ohne Ahnung der intimen Beziehungen zwischen ihrer Mutter und dem Doktor West gewesen sein. Es muß ihr einen großen Eindruck gemacht haben, als sie die Nachfolgerin der Mutter bei diesem Manne wurde, und sie stand unter der Herrschaft des Ödipuskomplexes, auch wenn sie nicht wußte, daß diese allgemeine Phantasie in ihrem Falle zur Wirklichkeit geworden war. Als sie nach Rosmersholm kam, trieb sie die innere Gewalt jenes ersten Erlebnisses dazu an, durch tatkräftiges Handeln dieselbe Situation herbeizuführen, die sich das erste Mal ohne ihr Dazutun verwirklicht hatte, die Frau und Mutter zu beseitigen, um beim Manne und Vater ihre Stelle einzunehmen. Sie schildert mit überzeugender Eindringlichkeit, wie sie gegen ihren Willen genötigt wurde, Schritt um Schritt zur Beseitigung Beatens zu tun.

> »Aber glaubt Ihr denn, ich ging und handelte mit kühler Überlegung! Damals war ich doch nicht was ich heute bin, wo ich vor Euch stehe und erzähle. Und dann gibt es doch auch, sollte ich meinen, zwei Arten Willen in einem Menschen. Ich wollte Beate weg haben! Auf irgend eine Art. Aber ich glaubte doch nicht, es würde jemals dahin kommen. Bei jedem Schritt, den es mich reizte, vorwärts zu wagen, war es mir, als schrie etwas in mir: Nun nicht weiter! Keinen Schritt mehr! — Und doch konnte ich es nicht lassen. Ich mußte noch ein winziges Spürchen weiter. Und noch ein einziges Spürchen. Und dann noch eins — und immer noch eins —. Und so ist es geschehen. — Auf diese Weise geht so etwas vor sich.«

Das ist nicht Beschönigung, sondern wahrhafte Rechenschaft. Alles, was auf Rosmersholm mit ihr vorging, die Verliebtheit in Rosmer und die Feindseligkeit gegen seine Frau, war bereits Erfolg des Ödipuskomplexes, erzwungene Nachbildung ihres Verhältnisses zu ihrer Mutter und zu Doktor West.

Und darum ist das Schuldgefühl, das sie zuerst die Werbung Rosmers abweisen läßt, im Grunde nicht verschieden von jenem größeren, das sie nach der Mitteilung Krolls zum Geständnis zwingt. Wie sie aber unter dem Einfluß des Doktors West zur Freidenkerin und Verächterin der religiösen Moral geworden war, so wandelte sie sich durch die neue Liebe zu Rosmer zum Gewissens- und Adelsmenschen. Soviel verstand sie selbst von ihren inneren Vorgängen, und darum durfte sie mit Recht den Einfluß Rosmers als das ihr zugänglich gewordene Motiv ihrer Änderung bezeichnen.

Der psychoanalytisch arbeitende Arzt weiß, wie häufig oder wie regelmäßig das Mädchen, welches als Dienerin, Gesellschafterin, Erzieherin in ein Haus eintritt, dort bewußt oder unbewußt am Tagtraum spinnt, dessen Inhalt dem Ödipuskomplex entnommen ist, daß die Frau des Hauses irgendwie wegfallen und der Herr an deren Stelle sie zur Frau nehmen wird. »Rosmersholm« ist das höchste Kunstwerk der Gattung, welche diese alltägliche Phantasie der Mädchen behandelt. Es wird eine tragische Dichtung durch den Zusatz, daß dem Tagtraum der Heldin die ganz entsprechende Wirklichkeit in ihrer Vorgeschichte vorausgegangen ist[1].

Nach langem Aufenthalte bei der Dichtung kehren wir nun zur ärztlichen Erfahrung zurück. Aber nur, um mit wenigen Worten die volle Übereinstimmung beider festzustellen. Die psychoanalytische Arbeit lehrt, daß die Gewissenskräfte, welche am Erfolg erkranken lassen anstatt wie sonst an der Versagung, in intimer Weise mit dem Ödipuskomplex zusammenhängen, mit dem Verhältnis zu Vater und Mutter, wie vielleicht unser Schuldbewußtsein überhaupt.

III.

Die Verbrecher aus Schuldbewußtsein.

In den Mitteilungen über ihre Jugend, besonders über die Jahre der Vorpubertät, haben mir oft später sehr anständige Personen von unerlaubten Handlungen berichtet, die sie sich damals hatten zuschulden kommen lassen, von Diebstählen, Betrügereien und selbst Brandstiftungen. Ich pflegte über diese Angaben mit der Auskunft hinwegzugehen, daß die Schwäche der moralischen Hemmungen in dieser Lebenszeit bekannt sei, und versuchte nicht, sie in

[1] Der Nachweis des Inzestthemas in »Rosmersholm« ist bereits mit denselben Mitteln wie hier, in dem überaus reichhaltigen Werke von O. Rank, Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage, 1912, erbracht worden.

einen bedeutsameren Zusammenhang einzureihen. Aber endlich wurde ich durch grelle und günstigere Fälle, bei denen solche Vergehen begangen wurden, während die Kranken sich in meiner Behandlung befanden, und wo es sich um Personen jenseits jener jungen Jahre handelte, zum gründlicheren Studium solcher Vorfälle aufgefordert. Die analytische Arbeit brachte dann das überraschende Ergebnis, daß solche Taten vor allem darum vollzogen wurden, weil sie verboten und weil mit ihrer Ausführung eine seelische Erleichterung für den Täter verbunden war. Er litt an einem drückenden Schuldbewußtsein unbekannter Herkunft, und nachdem er ein Vergehen begangen hatte, war der Druck gemildert. Das Schuldbewußtsein war wenigstens irgendwie untergebracht.

So paradox es klingen mag, ich muß behaupten, daß das Schuldbewußtsein früher da war als das Vergehen, daß es nicht aus diesem hervorging, sondern umgekehrt, das Vergehen aus dem Schuldbewußtsein. Diese Personen durfte man mit gutem Recht als Verbrecher aus Schuldbewußtsein bezeichnen. Die Präexistenz des Schuldgefühls hatte sich natürlich durch eine ganze Reihe von anderen Äußerungen und Wirkungen nachweisen lassen.

Die Feststellung eines Kuriosums setzt der wissenschaftlichen Arbeit aber kein Ziel. Es sind zwei weitere Fragen zu beantworten, woher das dunkle Schuldgefühl vor der Tat stammt, und ob es wahrscheinlich ist, daß eine solche Art der Verursachung an den Verbrechen der Menschen einen größeren Anteil hat.

Die Verfolgung der ersten Frage versprach eine Auskunft über die Quelle des menschlichen Schuldgefühls überhaupt. Das regelmäßige Ergebnis der analytischen Arbeit lautete, daß dieses dunkle Schuldgefühl aus dem Ödipuskomplex stamme, eine Reaktion sei auf die beiden großen verbrecherischen Absichten, den Vater zu töten und mit der Mutter sexuell zu verkehren. Im Vergleich mit diesen beiden waren allerdings die zur Fixierung des Schuldgefühls begangenen Verbrechen Erleichterungen für den Gequälten. Man muß sich hier daran erinnern, daß Vatermord und Mutterinzest die beiden großen Verbrechen der Menschen sind, die einzigen, die in primitiven Gesellschaften als solche verfolgt und verabscheut werden. Auch daran, wie nahe wir durch andere Untersuchungen der Annahme gekommen sind, daß die Menschheit ihr Gewissen, das nun als vererbte Seelenmacht auftritt, am Ö d i p u s k o m p l e x erworben hat.

Die Beantwortung der zweiten Frage geht über die psychoanalytische Arbeit hinaus. Bei Kindern kann man ohneweiters beobachten, daß sie »schlimm« werden, um Strafe zu provozieren, und nach der Bestrafung beruhigt und zufrieden sind. Eine spätere analytische Untersuchung führt oft auf die Spur des Schuldgefühls, welches sie die Strafe suchen hieß. Von den erwachsenen Verbrechern muß man wohl alle die abziehen, die ohne Schuldgefühl Verbrechen begehen, die entweder keine moralischen Hemmungen entwickelt haben oder sich im Kampf mit der Gesellschaft zu ihrem

Tun berechtigt glauben. Aber bei der Mehrzahl der anderen Verbrecher, bei denen, für die die Strafsatzungen eigentlich gemacht sind, könnte eine solche Motivierung des Verbrechens sehr wohl in Betracht kommen, manche dunkle Punkte in der Psychologie des Verbrechers erhellen, und der Strafe eine neue psychologische Fundierung geben.

Ein Freund hat mich dann darauf aufmerksam gemacht, daß der »Verbrecher aus Schuldgefühl« auch Nietzsche bekannt war. Die Präexistenz des Schuldgefühls und die Verwendung der Tat zur Rationalisierung desselben schimmern uns aus den dunklen Reden Zarathustras »Über den bleichen Verbrecher« entgegen. Überlassen wir es zukünftiger Forschung zu entscheiden, wieviele von den Verbrechern zu diesen »bleichen« zu rechnen sind.



Ein Dichter und sein Vater.

Beitrag zur Psychologie religiöser Bekehrung und telepathischer Phänomene.

Von Dr. EDUARD HITSCHMANN.

In den Selbstbiographien echter Dichter finden wir dank deren intuitiver, von Jugend auf geübter Selbstanalyse fast regelmäßig Bestätigungen unserer psychoanalytischen, erfahrungsgemäß erworbenen Anschauungen über die Entwicklung einer psychischen Persönlichkeit. Eigenartige Färbung enthält das Bild der Entwicklung einer Dichterpsyche bekanntlich durch ein starkes kindliches Erleben der Ödipus-Einstellung und das Überwuchern phantastischer Tagträume, die wohl mit der dem Ödipuskomplex angehörenden unstillbaren Sehnsucht im Zusammenhang steht. Wir wissen, daß eine starke Vaterpersönlichkeit neben einer zarten leidenden oder früh dahingehenden Mutterfigur der Phantasie das beste Material geben.

Im Kampfe gegen den Vater und für die Mutter siegt das Verweigern pünktlicher Pflichtarbeit und bürgerlicher Berufswahl. An der Seite der unterdrückten Weiblichkeit nimmt der Knabe teil an deren Trostgewinnen durch Gedankenentschädigung und Gefühlsexzeß und an der Flucht vor dem männlichen väterlichen Tyrannen.

Konnte ich dieses beschriebene Verhältnis an dem Erstlingswerke Jakob Wassermanns[1] als Inhalt der Dichtung, respektive der Phantasie des dichtenden Jünglings erweisen, so gibt mir Max Dauthendeys Werk »Der Geist meines Vaters«[2] eine schöne autobiographische Darstellung analoger Einstellungen voll interessanter Details in die Hand.

Jahrelang nach dem Tode des Vaters geht der berühmt gewordene weitgereiste Dichter, nachdem er sich in der Vaterstadt wieder niedergelassen, daran, seinem Vater in seinem Buche ein Denkmal zu setzen. Dieser Vater war ein angesehener Mann gewesen, hatte die Daguerrotypie in Deutschland eingeführt, war später in Petersburg reich geworden und arbeitete auch wissenschaftlich auf dem Gebiete der Photographie. Von ursprünglicher technischer Begabung, war er ein aufrechter, nüchterner, unabhängiger Mann der Wissenschaft, der vor der Natur und den Meisterwerken der Technik gläubig niedersank, aber zeitlebens gänzlich amusisch, ohne Verhältnis zur Kunst blieb. Er war eine Kraftnatur voll egoistischer Tatkraft, ein zäher Arbeiter, jähzornig, rauh, leidenschaftlicher Raucher und Schachspieler. Er war kein Stilist, konnte aber seinem jüngeren Sohn, dem späteren Dichter stundenlang aus seinem reichen

[1] Imago, Bd. 1.
[2] Verlag Albert Langen, München.

Leben erzählen. Zweimal wählte der gewandte schlanke Mann viel jüngere, zarte Mädchen zur Frau. Die erste starb durch Selbstmord, anscheinend unverstanden, zu kühl behandelt, vielleicht auch in einer Liebe zu einem homogeneren Mann verfangen. Die zweite Frau, die Mutter des Dichters, immer sanft und nachgiebig und charakterisiert durch träumerische dunkle Augen, starb an Schwindsucht, als der Knabe sechs Jahre alt war.

Das Buch geht von der eigenartigen Fesselung aus, die der Dichter stets am Grabe seiner Eltern empfindet, denn die beiden Toten (bei Vaters Tod war er bereits erwachsen, hatte mit ihm gebrochen und ihn verlassen) erfüllen ein Großteil seines Wesens, das dem Totenkult verwachsen bleibt sein Lebelang. Daneben erfüllt ihn noch die Liebe zur Natur und zur Dichtung und vor allem zur geliebten Frau:

»Doch ein Weg ist von Toten mir freigegeben.
Der ist dort, wo sich zwei Augen heben,
Zwei Lippen locken mich zu sich fort
Und der Liebsten wortloses Wort.«

Besonders fesselnd sind die telepathischen Ankündigungen, die der Sohn vom Tode des Vaters empfangen hat. Seit einiger Zeit für Okkultistisches, Zahlensymbolik u. dgl. interessiert, spielt der Sohn eines Tages mit einer sogenannten »Sternkarte«, zwei konzentrischen, verschieden großen, kreisförmigen Blättern, auf deren kleinerem Sternbilder und Milchstraße verzeichnet sind, während auf dem Rande des größeren die dreihundertfünfundsechzig Tage des Jahres eingezeichnet sind. Stellt man einen Tag auf dem Meridian der Sternkarte ein, so kann man daraus die Stellung der Sterne jenes Tages ersehen. Er stellt sie nun »in Gedanken« zuerst auf den Geburtstag seines Vaters ein und dann auf seinen eigenen Geburtstag, ist erstaunt, daß die Milchstraßen an diesen beiden Daten sich kreuzen, und fragt verwundert, ob dies den Kontrast seiner Natur mit der des Vaters ausdrücke. Unmittelbar darauf taucht ohne äußeren Anlaß eine deutliche langdauernde Halluzination eines charakteristischen Tabakgeruches auf, der ihm aus seiner Jugend als für den Vater typisch in Erinnerung war. Dies geschah, als er sich eben waschen wollte, er wusch daher die Hände zwei- und dreimal, da er den Geruch von diesen ausgehend annahm; daß es eine Halluzination war, war dadurch bewiesen, daß die Gattin das Vorhandensein des Geruches absolut leugnete. Mehrere Stunden später trifft ein Telegramm ein, das besagt, daß der Vater zur selben Stunde, als die Tabakhalluzination des Sohnes in Paris auftrat, daheim in Würzburg gestorben ist. Diesem den Sohn nicht etwa traurig, sondern nur feierlich stimmenden Geschehen war drei Monate früher ein den Tod des Vaters ankündigender Traum vorausgegangen. Er fuhr damals aus dem Schlafe auf, wie ein Leichnam ausgestreckt, die Hände über die

Brust gefaltet, und hörte eine laute Stimme sagen: »Im September stirbt dein Vater!« Auch damals hatte er keine Trauer empfunden, sondern nur einen feierlichen Schauder vor der erhabenen Todesbotschaft. Das Traumerlebnis wurde im Tagebuch notiert, als der 1. September herannahte, gedachten der Dichter und seine Frau der Prophezeiung, am 5. September trat der angekündigte Tod wirklich ein. Nur wenige Tage währte des Sohnes Schmerz und wurde alsbald wieder von einer ruhig feierlichen Stimmung abgelöst, sowie dem beruhigenden Empfinden, daß der Vater auch als Toter um ihn sein könne. Noch einmal hört der Sohn einen Monat später des Vaters Stimme im Schlafe, sie sagt: »Halte deine Hände nur immer fest in meiner Hand.« (In der Folge träumt er gleichfalls oft freundlichen Inhalts vom Vater.)

Die Psychoanalyse hat sich noch nicht genügend mit den prophetischen Träumen beschäftigt, es mag daher geboten sein, den Bericht über Dauthendeys Buch mit der psychologischen Deutung dieser telepathischen Phänomene verbunden durchzuführen. Das Verhältnis des Vaters Dauthendey zu seinen beiden Söhnen war ähnlich und doch verschieden. Der ältere Bruder, obwohl dem Vater äußerlich überaus gleichend und in Identifizierung mit ihm von denselben Interessen für Technik und Photographie erfüllt, vertrug sich mit dem Vater, der imstande war, seine Söhne in grausamster Weise zu züchtigen, gar nicht. Er setzte dem Vater seit jeher männlichen Trotz entgegen. Je älter sie wurden, desto härter standen sich Vater und älterer Sohn gegenüber. Eines Tages reiste der Sohn plötzlich ab, »da er neben seinem Vater nicht arbeiten könne«, ging nach Holland und Amerika und erschoß sich zwei Jahre später im Verfolgungswahn.

Anders der acht Jahre jüngere, dichterisch begabte Sohn, er war sanfter, für ihn empfand der Vater, als dem Ebenbild seiner früh verstorbenen Frau, inniger und sprach sich oft mit ihm auf intimen Wanderungen aus. Der Knabe war anscheinend das Lieblingskind, nur eine tiefe Differenz zwischen Vater und Sohn war vorhanden, der Sohn war von Kind auf ein »Träumer«, der Vater ein extremer Gegner und Verfolger des Träumens, das er dem Sohne immer wieder vorwarf und mit kalten Duschen und Turnen austreiben wollte[1]. Weicher und nachgiebiger veranlagt, blieb dieser

[1] Überaus charakteristisch berichtet der Dichter von diesem seinem Tagträumen: »Das Verlangen (des Vaters), daß ich nicht träumen sollte, empfand ich, als sollte mir mein Herz herausgeschnitten werden . . . Aber so wie mir niemand befehlen konnte, traumlos zu schlafen, so sah ich bald seufzend ein, daß ich mir selbst wohl befehlen konnte, zu arbeiten, aber daß die Träume am Tag ebenso unbewußt in meinem wachen Gehirn aufstiegen wie nachts in meinem schlafenden Gehirn . . . Und mitten im Arbeiten, mitten im Schreiben von Schularbeiten, mitten im Zuhören . . ., konnte ich es nie verhindern, daß ich plötzlich im Geist weit vom Schulsaal fort war, Gespräche in meinen Ohren hörte, Landschaften vor meinen Augen sah, Waldwege wanderte, Glocken läuten hörte und mit den Personen aus Geschichten, die ich gelesen hatte, im Geist verkehrte, und daß ich dann, plötzlich wieder zurückgekehrt in den Schulsaal, den Faden verloren hatte . . .«

Sohn trotz intensivster Widerstände gegen den Vater und Fluchtplänen (er wollte gegen den Willen des Vaters Maler, später Dichter werden), gezwungen im Hause und löste den Vater als Chef im banalen Photographengeschäft ab. Erst in den Zwanzigerjahren tritt er eines Tages vor den Vater hin und erklärt, das Haus verlassen zu müssen; er habe seit Jahren ein verlorenes Leben gelebt. Schon ein Vierteljahr hindurch hatte er mit dem Vater fast gar nicht gesprochen, nur mit Ja und Nein geantwortet!

»Denn ich war«, wie es in dem Buche heißt, »todmüde vom Druck seines Geistes geworden.«

Man erkennt hier sehr klar die Ambivalenz des Sohnes, der einerseits, der Mutter entbehrend, am Vater liebebedürftig hängt, anderseits sich von ihm unterdrückt fühlt. Mit Mühe macht er sich endlich, voll Freiheitssehnsucht und dichterischer Pläne, vom Vaterhause los und reist in die Welt. Nach Jahren, als angesehener Dichter in die Heimatstadt, wo auch das Grab der Mutter liegt, zurückgekehrt, wird ihm vom Vater, der ihn freilich nur sehr schmal und engherzig unterdes unterstützt hatte, eine Art Abbitte geleistet: Er habe sein Träumen und Dichten unterschätzt!

Jedoch als der Sohn bald darauf wieder in der Ferne heiratet, schmollt der Vater, der auch trotz notorischer Not des Sohnes kein Geld mehr hergibt, mit ihm und scheint die Frau abzulehnen. Im Mai hatte der Sohn geheiratet, im Juni den des Vaters Tod ankündigenden Traum gehabt, im September ist der Vater gestorben.

In dem Buche, das der Sohn nach Jahren dem Andenken des Geistes seines Vaters widmet, werden der ankündigende Traum wie die Zigarettengeruchhalluzination als mystische Erscheinungen dargestellt; nicht sowohl Schmerz als Feierlichkeit erfüllt den Sohn, von Reue ist keine Rede. Den nüchternen Analytiker drängt es zu rationalistischer Erklärung der nicht seltenen, den Tod naher Angehöriger verkündenden Träume, und erfahrungsgemäß sucht er nach dem unbewußten Todeswunsch des Träumers[1].

Der Sohn, in der Welt umherstreifend, der Dichtkunst gewidmet, ist endlich aus der masochistischhomosexuellen Vatereinstellung frei und zur heterosexuellen Liebe fähig geworden, heiratet das längst geliebte Mädchen, — darf aber die Erwählte nicht dem Vater vorführen und kann nicht in die Heimatstadt zurück, wo die geliebte Mutter im Grabe liegt. Ja gerade jetzt zeigt sich der Vater erbarmungslos, gibt dem völlig mittellosen Paare keinen Kreuzer mehr, so daß sie elend darben. Durch Regression findet der Sohn im infantilen Haß gegen den Träumenverbieter und Liebesstörer Verstärkung seiner unbewußten Todeswünsche: denn nur der Tod des Vaters kann ihm durch das Erbe die Mittel zur Lebensfristung geben, ihm den Besuch der geliebten Heimat freigeben!

---

[1] Vgl. Freud, »Die Traumdeutung«.

Daß trotz und neben aller Liebe zum Vater eine heftige Vaterablehnung schon frühzeitig da war, ergibt sich aus folgenden zitierten Worten:

Als Knabe »fand ich, wenn ich neben meinem Vater ging, war das Leben schwer. Die Mutter hatte mir nie von Gesetzen gesprochen, der Vater hingegen erschien mir wie die Verkörperung jener Gebote.« An anderer Stelle heißt es: »Wieder fühlte ich mich im Innersten weit getrennt von ihm und schwieg, erstaunt darüber, daß es keine Brücke geben konnte zwischen Vater und Sohn, zwischen Geist und Geist.«

In einer späteren Fortsetzung seiner Autobiographie (»Gedankengut aus meinen Wanderjahren«) verrät der Dichter tiefe Reue über des Vaters Tod, weil bei der Todesnachricht »ein Aufatmen« in ihm war, »das er damals aber nicht gleich bewußt fühlen wollte.« »Denn«, heißt es weiter, »ich fand es häßlich und gemein, daß der Tod meines mir so lieben alten Vaters mich in meiner bedrängten Lage aufatmen machen sollte.« Er war erst durch die Erbschaft von dem veritabeln Hungern befreit und durch die Erbschaft in die Lage versetzt, weiter zu leben. »Im wilden Hohn, der mich damals über solche Tragik befiel, nannte ich das Erben Menschenfresserei.«

Der gedankliche Zusammenhang zwischen Liebeserfüllung (in der Ehe) und dem konsekutiven Tod des Vaters erinnert an Fälle von Zwangsneurose[1], respektive Zwangsbefürchtung vom Tode des gleichgeschlechtlichen Elternteiles. Die Ambivalenz, wobei der Haß im Unbewußten ruht, die sadistisch-masochistische Anlage, die homosexuelle Bindung, der Totenkult, die Neigung zum Aberglauben und das Gefühl der Allmacht der Gedanken finden sich gleichfalls.

Der Traum vom Tode naher Angehöriger wird ja gerade gefördert durch Sorge um ihr Leben (tatsächlich war der Vater hier leidend und es fehlte längere Zeit Nachricht von ihm), und daß der Traum auf infantile Ausdrucksweisen (Töten = Weghabenwollen) zurückgreifen kann, ist längst erwiesen. Der Ausdruck des Schmerzes ist hier auffallend gering — im Gegensatz zur Regel. Die Zigarettenrauchhalluzination und das Resultat des Spiels mit der Sternkarte gehören dem im angekündigten Todesmonat besonders intensiven, mehr weniger bewußten Denken an den Vater an, das vom Gefühl der Dissonanz der Personen voll ist. Wäre der Vater an diesem Tage nicht gestorben oder gar in jenem Monat nicht, so wäre die Halluzination mit samt dem Traum in Vergessenheit geraten. Für die Deutung des zeitlichen Zusammenfalls von erinnernder Halluzination und Tod fehlt uns alles Detail.

In diesem Zusammenhang sei erinnert, daß sowohl im Traum von Vaters Tod wie in dem nachher, die Lage der Hände des

[1] Freud, »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose«. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopath. Forschungen, I. Bd.

Träumenden speziell hervorgehoben ist. Ein Händespiel mit der Sternkarte bringt die Gegensätzlichkeit von Vater und Sohn in Erscheinung. Der Zigarettengeruch der Hände wird wie mit Waschzwang wegzulöschen gesucht. Es könnte dies als eine Hindeutung auf einen vom Vater in der Kindheit gerügten Kinderfehler gelten, auf dessen Aufgeben hin das Tagträumen besonders reich aufgeblüht wäre.

* * *

Außer von den telepathischen Erscheinungen vor Vaters Tod und ihrer Deutung, sei als weiterer schöner Illustration psychoanalytischer Erkenntnis berichtet von der religiösen Bekehrung, die dieser Vatersohn mitmachte, richtiger seinem Abfall von Gott. Von einer religiösen Mutter stammend, vom Vater beeinflußt, der immerhin doch an einen Weltgeist glaubte, war der Knabe und Jüngling nicht weniger fromm und religiös gewesen, als andere junge Leute seiner Zeit.

Eines Tages nun war es »ein einziger Satz aus dem Munde eines Freundes«, der einen »großen Umsturz« in ihm vollzog, der Dichter entsinnt sich deutlich »der Augenblicke dieses großen Umsturzes«, was hervorgehoben sei mit Rücksicht auch auf sonstige Berichte über plötzliche Bekehrungen (z. B. Buddha, Swedenborg), die aber — wie jeder Einsichtige sich sagen muß — nur aus längst gereifter Disposition des Unbewußten vor sich gehen können. Dafür ist Dauthendey ein schönes Beispiel. Seine Beeinflussung durch den philosophischen Freund, der ihn zu einem seltsamen mystischen Pantheismus ohne persönlichen Schöpfer bekehrt, fällt nämlich gerade in die Zeit schwerer innerer Kämpfe um die Ablösung vom Vater. Die ersten Gedichte waren schon entstanden (1890), die Differenzen zu Hause waren akut geworden, die wirkliche Befreiung sollte erst kommen. Weihnachten 1891 verließ er das Vaterhaus in feindseligem Bruch. Man höre die Worte des so gelegen gekommenen Bekehrers: »Die Vorstellung von einem Schöpfer kennt keine Freiheit des persönlichen Ichbewußtseins . . . Der Klügere, der schöpferische Mensch wird sich gegen eine solche Vorstellung sträuben, die sein Ichbewußtsein von einem Schöpfer abhängig macht. Ich, für meinen Teil, stellte mir lieber vor, daß die Welten sich selbst schufen.« Der Dichter wehrt sich anfangs heftig, »auf die uralte Vorstellung von Gott und dem Schöpfer oder Weltgeist, wie sein Vater immer gesagt hatte, kurzerhand zu verzichten.« »Nein,« erklärt er, »ich kann ihn nicht absetzen, den alten großen Gott. Ich kann mir den Himmel nicht leer denken . . .« Aber bald ist der Dichter zu einer neuen, unpersönlichen Religion bekehrt, die er begeistert ausführlich im Buche predigt, und von der eines klar wird, nämlich daß ein persönlicher Gott, ein allmächtiger Lenker geleugnet wird. »Ihr seid Geschöpfe und Schöpfer zugleich. . . Wir besitzen alles, alles besitzt uns. . . Das

Leben ist ein Fest.« Aus dergleichen Gefühlsideen, verbunden mit Seelenwanderungsglauben besteht das neue Bekenntnis, eine Art Naturreligion, für die der Dichter nun Prophet wird.

»Man muß seine eigene Schuld auf sich nehmen, aber auch die Freuden werden nicht mehr Geschenke, sondern eigene Errungenschaften. Man ist nicht mehr Geschöpf, das auf Gnade und Ungnade Knecht eines Herrn ist, sondern ist Herr geworden, eigener Herr seines Lebens und aller Zukünftigen Leben.« Der Abfall vom Vater bedingt den Abfall von Gott. Es ist dies ein schönes Beispiel für die häufige psychoanalytische Erfahrung, daß der Mensch das analoge Verhältnis zu Gott hat, wie er es zum Vater hat. Gott ist ein erhöhter und an den Himmel projizierter Vater. Die Überwindung des Vaterkomplexes ist hier gleichzeitig Freiwerden für die Liebe, das Weib! Hinter der allerdings auch von außen angeregten Bekehrung steht also eigentlich eine neue Verwendung der Libido, ein Libidowandel. Nach Freud ist ein solcher Libidowandel hinter jeder Bekehrung zu vermuten. In diesem Sinn heißt es über seinen neuen Glauben weiter bei Dauthendey: »Auch das Liebesgefühl wird dann von dir reicher bedacht. Du wirst keinen Gott höher stellen als das Herz der Frau, die du auserwählen wirst.« — »Außer der Liebe gibt es im ganzen Weltall keine höhere Seligkeit, für jede Gestalt bedeutet die Liebe die höchste Lebenshöhe.« Tatsächlich ging dem Dichter um diese Zeit erst die Liebe zum Weibe völlig auf, bis dahin hatte sich »das leichte Jünglingsschwärmen noch nicht zu mannhaftem Liebestrieb entwickelt«.

Seine anscheinend energische und selbständige Frau ist nach Vaters Tod eine Art Ersatz, der Dichter kann kaum ein Werk beginnen, ohne ihrer zu erwähnen oder sie lebend auftreten zu lassen als seine geliebte Frau, sie animiert ihn, er diktiert ihr seine Werke.

Dauthendeys Bekehrung geht von Gottvater zu Mutter Natur, von der Homosexualität zur Heterosexualität, ist eine Regression zur frühesten Liebe — zur Mutter, deren früher Tod das spätere jahrelange Überwiegen der Vaterpersönlichkeit erleichterte.

Den umgekehrten Weg: zu Gott, zur Homosexualität bedeuten die Bekehrungen, die wir als Fälle religiöser Paranoia auffassen, z. B. Swedenborg[1]. Freud hat die Analyse einer solchen in grundlegender Weise dargelegt (Schreber)[2]. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß Dauthendeys Bruder in Paranoia zugrunde ging, es sieht so aus, als hätte des Dichters günstiger gestaltetes Parallelogramm der Libidokräfte den Weg zur Gesundheit gestattet, wobei das Ausleben in der Dichtung und der Liebe das geglückte Heilungsbestreben darstellen. Vermutlich war ihm der Umstand günstig, daß er als Jüngster Lieblingskind beider Eltern gewesen war. Auch eine

[1] Hitschmann, »Swedenborgs Paranoia«. Zentralbl. f. Psychoanalyse, III. Bd.

[2] Freud, »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia«. Jahrb. f. psychoanal. u. psychopath. Forschungen, III. Bd.

halluzinatorische Begabung könnte man beiden Brüdern zusprechen. Die im Halbschlaf gehörte verkündigende Stimme, sowie die Geruchshalluzination des Dichters entsprächen dem paranoischen Stimmenhören und Halluzinieren des unglücklichen älteren Bruders. —

Es würde zuweit führen, des Dichters Werke, die sich anfangs charakteristischerweise ihrer Traditionslosigkeit brüsten, darauf durchzuarbeiten, wie seine infantilen Komplexe dort mitsprechen. Um nur Einiges zu erwähnen, so spielen auch dort Mitleid mit der Frau, Eifersucht und Lösung der Konflikte durch Mord eine große Rolle, gewalttätige Vater-Imagines treten auf. »Raubmenschen« nennt der Dichter ein Werk, dessen Schluß ich hersetze, um noch zu zeigen, daß der unbewußte Gedanke, »der Vater könnte ihm die Frau rauben«, an jenem Todeswunschtraum mitgezeugt hat: »Der Raubmensch, der der jungen Österreicherin die Ehre nahm, und der Raubmensch, der Orla tötete, und der Raubmensch, der mir Hannas Stimme und Hannas Bild stahl, sie alle drei sind im Grunde eine und dieselbe Seele in drei verschiedenen Verkörperungen; sie sind die Seele aller Vernichtung, die bald Böses, bald Gutes ausrichtet, die Seele des Todes, der im Grunde in nichts verschieden ist von der Seele des Lebens. Dieses zu erfassen, wird nur dem möglich sein, den jemals beides — höchstes Leben und grausamste Vernichtung — abgründig erschütterte.«

Ein Epos »Phallus« deutet auf späten und umso begreiflicheren Sexualstolz. Das bekannteste Werk, »Die Spielereien einer Kaiserin«, spielt im Land seiner Kindheit, Rußland, die Heldin stirbt wie seine Mutter an Schwindsucht, geht unter Eifersucht von Hand zu Hand der Männer (»Dirnentypus«) und entspricht sogar der Traumsymbolik — als Kaiserin. — Das Schwelgen in Naturschwärmerei und intimen Schilderungen derselben gemahnt an den Mutterkomplex.

Dauthendey hat japanische Liebesgeschichten und asiatische Novellen geschrieben, mit Vorliebe exotische Stoffe behandelt, war in Mexiko und hat eine Weltreise unternommen. Und selbst diese zeitweilige Europaflucht und das Interesse für andere Länder finden ihre Ableitung aus dem Vaterkomplex. Zur Zeit, da der Sohn aus dem Vaterhaus fort wollte, sagte er sich: »Ich will aus diesem schulplanmäßigen Europa fort. Ich will verschwinden. Es muß doch ein Land geben, wo ich dem Hang der einfältigen Träumerei nachgehen kann, unbeachtet, unauffällig und niemandem schädlich. Denn den offenen und auch den stillen Kampf mit dem Geiste meines Vaters konnte ich nicht mehr weiterkämpfen. Hier hatte er recht, hier in Würzburg, in Deutschland, in Europa. Aber die Erde war groß . . .«

Diese überstarke Vaterpersönlichkeit des Vater Dauthendey, an der eine Gattin in Selbstmord, ein Sohn in Verfolgungswahn scheitert, gleicht jenen von Malern (Klinger z. B.) und Karikaturisten hingeworfenen Riesengestalten des Hintergrundes (Bismarck z. B.), in deren Schatten sich die Leben der anderen in ewiger Abhängigkeit zwerghaft abspielen.

»Meines Vaters Geist waltete über allem, was ich tat«, sagt Dauthendey. »Er geht wie ein Lebender bei mir aus und ein.« »Sein Geist geht für mich täglich mit der Sonne immer noch auf und steht mit den Sternen nachts am Himmel.« Zu stark und zu hart, um rein geliebt zu werden, sind diese Über-Väter anderseits so anziehend und imposant, so wirkungsvoll nach allen Seiten und dem Ehrgeiz vorbildlich, daß sie vom Kinde nicht gleichgültig abgelehnt werden können. Wie in weiblicher Abhängigkeit bleibt der Sohn von seiner gleichgeschlechtlichen Seite her eine Zeitlang oder dauernd gefesselt, oder reißt sich — im Widerstand sozusagen gegen den einst Unwiderstehlichen — in heldenhafter Liebe zur Mutter oder ihren Ebenbildern kämpfend los.

Im realen Leben sind die Söhne solcher gewaltsamer und doch geliebter Väter meist schwächliche Epigonen oder Neurotiker. Gelingt ihnen aber das heroische Überwinden, so kann die Macht infantiler Komplexe sie produktiv gemacht haben. Aus der Flucht in das Träumen und die Phantasie ist die Dichtung Dauthendeys prächtig erblüht. In ihm hat das Unbewußte durch das Vatererlebnis eine besondere Bereicherung und Verstärkung erfahren. »Während mein Vater«, sagt er, »stets mit einsetzendem Willen sein Leben nach klarem Plan hatte aufbauen können, war ich und bin ich noch heute nur dann stark, wenn ich äußerlich meinen Willen ausschalte.« Und überaus vielsagend und auch jene telepathischen Erlebnisse aufklärend, heißt es weiter: »Immer kam in meinem Leben von selbst, was ich in meinem tiefsten Unterbewußtsein gewünscht.«



Die Heimkehr der Seele.

Von HANNS SACHS.

I. Auszug.

Der Mensch stand an der Schwelle seines Reiches, aber er erkannte es nicht. Von einer unbekannten Gewalt durch tausend Körperhüllen gehetzt, war er tausendmal zerstampft, verendet, verwest und tausendmal neu gezeugt und empfangen, ehe er aus dem untersten Schacht der Tiefsee, aus dem Blütenbüschel im Mittagswind, aus Bärenhöhle und Affenrudel endlich an die Pforte seiner Bestimmung gelangte. Lange hatte er die vielverschlungenen, dunklen Gänge im Hause des Lebens treppauf, treppab durchirren müssen, solange, daß er nun mit blicklosen Augen und gesenkten Schultern, frierend und hilflos vor seine neue Heimat trat.

Noch lag die Welt leer und kalt, wie eine Steinwüste voll Geröll und geborstenen Felsentrümmern, farb- und schattenlos einen grauen Himmel anstarrend, an dem noch keine Sonne aufgegangen ist. Nicht Hoffnung oder Furcht, nicht Trauer noch Freude vermochte die Öde zu schenken, nur Lust und Qual des flüchtigen Augenblicks, den die nächste Berührung auslöscht. Der Gruß in Freundesaugen, Schutz und Zärtlichkeit geliebter Hände waren noch nicht erwacht; so zog kein Wunsch die halb noch träumende Seele in die seelenfremde Welt und keine Brücke führte über den Abgrund, der Ich von Nicht-Ich scheidet. Rings um das enge, kleine Selbst wucherte eine Dornenhecke; Erkenntnis wird sich mit ihren zarten Kinderfüßen nie durch die stachligen, dichtverwebten Zweige wagen, wenn ihr nicht Sehnsucht, die vorwärtsstürmende, heißatmende Amazone den Weg bahnt.

Irgendwo, irgendeinmal auf der großen Wanderschaft hatte die Brunst des Menschen das Maß ihrer Gezeiten, Ebbe und Flut verloren und die Dämme brechend sein ganzes Wesen überflutet. Ein in ewiger, pausenloser Gier Lechzender war der Mensch geworden, dem der Trank immer wieder von den lechzenden Lippen gerissen wurde. So drückte ihm das Schicksal sein Herrschersiegel, das Leiden auf die Stirne, die seitdem begann, sich hoch und frei zu wölben. Leidenschaftgeschwellt richtete sich das Ich stolz empor, in der Not rastloser Spannung ward die Gier geläutert und siehe, in das stumpfe Tierauge trat zum erstenmal der schöne Sternenblick der Sehnsucht.

So zog die erste Sehnsucht getrieben, nicht gelockt, in die Öde hinaus. Und da kalte Einsamkeit so unerträglich war, wie heiße Not, so rief sie ihre Klage in die Welt, zufrieden vom Echo die Antwort zu hören; jeden Reiz, der ihr entgegenschlug, Schmerz und Lust, die ihr bisher geschwiegen hatten, begann sie zu befragen, ob sie

nicht einen Gruß brächten, ein Zeichen von Freund oder Feind. Da formte und färbte es sich hinter jedem Fühlen bald drohend, bald lieblich und es war gestaltet nach dem einzigen Bilde, das die Sehnsucht kannte und liebte, — dem eigenen Ich. Nun wich der Nebel und Fels und Strom und Busch und Wolke wurden sichtbar, denn sie alle waren ein Ich geworden, ein Stück der Seele, das die Sehnsucht hinübergeführt und in fremde Hut gegeben hatte. Wo er sonst nur Stillung seiner Brunst, nur Kampf und Neid gesucht hatte, da entdeckte der Mensch sein nächstes Ebenbild, ein Ich, das aus den Augen eines andern sah, ein fremdes Herz, dessen Blut nach gleichen Maßen pochte, wie das eigene. Hand schlich sich in Hand und Blick in Blick, seinesgleichen hatte der Mensch gefunden, neben die Sehnsucht trat schüchtern lächelnd die erste Zärtlichkeit.

Es bedurfte starker Seelen, um die Brücke zu zimmern, die vom Ich hinüberreicht zum Nicht-Ich, um die Menschheit hinauszugeleiten in die Welt und dort anzusiedeln, wo nur höchste Not ein Asyl gesucht hatte. Wer waren die Voranschreitenden bei dem großen Aufstieg zur Weltherrschaft, die auf das Ziel wiesen und die unsicheren, zaghaften Schritte lenkten, die Ahnherren aller Priester und Könige? Ihre Sehnsucht schütteten sie aus in die Wüste und in der Öde wuchs ein Hain, der die Fremdlinge vertraut grüßte, denn seine Wipfel rauschten ihnen in der heimlichen Sprache der eigenen Seele zu. Sie malten Farben in die grauen Weiten, ließen die Düfte aufquellen wie aus Opferschalen und stimmten das verworrene Brausen der Welt zu Ton und Harmonie. Künstler waren die ersten Führer, die ersten Verschwender ihres Geistes, die ihre Seele hingaben, um zu beleben. Priester und Könige sind abtrünnige Söhne, die ihres Vaters Weg verlassen und seine Krone verschachert haben, der Künstler allein blieb der ersten Sendung treu, des Menschen Seele aus der eigenen Enge hinauszuführen in die mit seinem Geist belebte Welt.

II. Symbol.

Da des Menschen Seele sich aus dem Kerker befreit hatte, wuchsen ihr die Flügel. Sie schwang sich aufwärts zur Abendröte und über den glühenden Rand der Wolken spähend sah sie die Götter in goldenem Saale sitzen, sie stand an der Brandung des Meeres und lauschte dem dumpfen Hufschlag und wilden Wiehern der Rosse, die mit weißschäumiger Wellenmähne zu Tausenden heranstürmen und am Ufer in Gischt vergehen, sie schlug die Augen auf zum Nachthimmel und beugte sich vor den strengen und liebreichen Blicken, die aus den Sternen niederstrahlen. So flog und schwebte sie vom Aufgang bis zum Niedergang, weil sie beim Nächsten und Liebsten nur als scheuer Gast verweilen durfte, zitternd,

daß ihrer Liebe fremder und eigener Haß, ihrem Begehren fremdes und eigenes Verbot in den Weg trete. Aus ihres Vaters Haus vertrieben, raffte sie kleine Erinnerungsstücke auf und verwahrte die wertlosen Dinge zunächst dem Herzen: einen Kiesel von dem Gartenwege, auf dem das Kind einst die ersten Schritte getan hatte, eine Blüte, die durch die Gitterstäbe ins Freie gewachsen war, oder ein buntes Spielzeug, das mit klopfendem Herzen erbeutet wurde, wenn die Pforte einmal versehentlich offen stand und der Wächter mit dem feurigen Schwerte schlief. Manche geraubte Blume ward draußen in die Erde gepflanzt und gedieh, im steinigen Boden der Wirklichkeit zur Nahrungspflanze verändert, als Ähre und Ackerfrucht; aus dem Spielzeug wurde unversehens tüchtiges Arbeitsgerät, das die schwielige Faust in nimmermüdem Takte auf und nieder schwang. Anderes blieb, was es war, ein unnützer Tand, vergilbt und verdorrt, bedeutungslos für jeden, der nicht den Blick der Liebe besaß. Im Alltag verachtet, war es der Seele doch ebenso teuer, wie jene anderen Andenken, die in der Wirklichkeit heimisch geworden. Wenn die Dämmerung den Schlüssel bietet, der die Pforte der Träume öffnet, so rafft sie noch heute aus Acker und Stube oder aus dem tiefsten Fach vergessener Schränke den teuern Raub von einst zusammen und preßt ihn an die Lippen, damit er ihr Gedächtnis grünend erhalte und sie leite auf den Weg der Erfüllung.

III. Krönungsmarsch.

Als Eroberer, der die eigenen Gesetze auferlegt, ohne zu fragen, ob sie mit den Regeln und Ordnungen seines Reiches stimmen, ergriff der Mensch von der Welt Besitz. Daheim hatte sein halbwacher Wille keine hemmenden Schranken gekannt, wie ein schwaches Kind, das auf dem Throne des Despoten sitzt. Nun hält er seinen Einzug auf strahlendem Siegeswagen, über den sich der Morgenhimmel als Triumphbogen wölbt. Den Zug eröffnet der Herold, ein nackter Jüngling, eine Weinranke im Haar, aus deren rötlichem Schimmer dunkelblaue, bereifte Beeren glänzen; in der Hand hält er den elfenbeinernen Stab mit dem Zeichen des bocksgestaltigen Gottes. Neben ihm trabt ein Wolf, das graubraune Fell mit Blut befleckt, Schaumflocken vor dem heiser bellenden Rachen. Dem Wagen voran schreiten zwei großgestaltete Frauen, blond die eine, dunkelhaarig die andere, Sehnsucht und Begierde, beide in leuchtenden Purpurgewändern, die aus erhobenen Händen Narzissen auf den Weg streuen. Hinter dem Wagen schleichen mit blassen, allzufrüh greisenhaft gewordenen Kindergesichtern Wahrheit und Wissen, die schmalen Handgelenke mit Fesseln beschwert; sie tragen demütig die Schleppe des Herrschermantels. Denn in seine Allmacht hat sich der triumphierende Wille gehüllt, wie mit heimlichen Flügelrauschen schmiegt sich ihm das Königskleid an die Schultern und auf seiner

Stirne schimmert das Diadem der Unsterblichkeit. Vor den Zeichen seiner Herrscherwürde sinken Satyr und Triton auf die Knie nieder, Nymphe und Dyade beten den Gekrönten in Demut an. Aber hinter einem Myrtenstrauch steht der alte Pan, die Hirtenflöte in den zottigen Händen und grinst spöttisch.

IV. Pan tanzt mit Psyche.

Pan tanzt. Sein Kopf ist wie aus flüchtig behauenem rötlich-grauen Porphyr, sein Leib gleicht einer uralten, mit Moosbüscheln behangenen Fichte, trotzdem tanzt er wie ein ausgelassener Junge in hohen Bockssprüngen im Kreise herum und lockt aus der Pfeife an seinen Lippen die schrillen Töne einer einförmigen Tanzweise. Beim Springen und Pfeifen wendet er seine grünen Ziegenaugen doch nicht einen Augenblick von der Stelle ab, wo Psyche im Mittelpunkt seines Kreises steht und lachend in die Hände schlägt. Sieben bunte, farbenschöne Schmetterlinge wiegen sich über ihrem Kopf in der Sommerluft, suchen sich, jagen sich und halten mit langsamem Flügelschlag auf Psyches Schultern, auf ihrer klaren Stirne Rast.

V. Aufruhr.

Huldigen und Gehorchen ist zweierlei. Das erfuhr des Menschen Wille, da er nun begann sein Zepter zu schwingen und den Schicksalslauf der Dinge zu lenken wähnte. Die Mächte rings um ihn, die er sich untertan glaubte, weil er selbst sie aus seiner Sehnsucht heraus geschaffen und beseelt hatte, traten ihm feindlich entgegen, wie Kinder, die gegen ihren Vater das Panier erheben, spotteten seiner Blöße und entzogen sich seinem Mangel. Böse, unerforschte, dunkle Gewalten, die in lichtlosen Höhlen zwischen den Wurzeln der Welt hausen, stiegen herauf und fielen dem Ahnungslosen in den Arm, stellten seinen Füßen Fallstricke und betrügerische Netze seinen Sinnen. Die vertrauten, liebeseligen Gesichter waren nur Masken, die er hergeliehen und um sich herumgehängt hatte, was dahinterstak, war und blieb unheimlich. Zwar fuhr er fort mit lauter Stimme zu befehlen, doch der Sturm füllte ihm den geöffneten Mund, der Donner übertönte seinen Ruf und Pans wilde Meute, die seiner Wünsche nicht acht hatte, umstellte ihn enger und enger. Hunger und Not, Kälte und Hitze sprangen ihn mit gierig geiferndem Rachen an und nirgends öffnete ihm die Erde asylbietend ihren Schoß. Vergeblich hob er seinen Herrschermantel zum Himmel und rief nach einem Gewaltigen dort oben, der ihm seine Allmacht abnehmen und im Tausche Schutz und Hilfe gewähren sollte: kein Strahl fiel aus den Wolken auf seine Bedränger und wie zum Hohn sank wieder und wieder der Purpur auf seine Schultern zurück.

Allgemach wurde im nicht endenwollenden Kampf das Gewebe fadenscheinig, Stück für Stück und Lappen für Lappen riß aus, blieb zwischen den Krallen und Zähnen der Bestien, bis vom Königskleid der Allmacht nur mehr verschlissene Fetzen übrig waren, halb Bettlertracht und halb Narrengewand. Auch das Gold der Krone, die so herrlich von seiner Stirn geleuchtet hatte, erblindete, die Edelsteine erblichen und von ihrem milden, tiefen Glanz blieb nur ein unruhiges Flackern zurück.

Mit Trauer sah der Mensch seinen Willen entkönigt und gedemütigt des Weges schleichen und ihn beschlich die Sorge, sein Krieger und Schwertträger könne siech und schwach werden aus Kränkung ob der erlittenen Schmach und am Ende gar sterben. Da befahl er seiner Seele, nach einem Heilmittel für den Kranken zu suchen, das ihn genesen und erstarken ließe. Und die Seele hob sich auf ihren durchsichtigen Libellenflügeln über die Erde und blickte aus über die Wälder und dunklen Ströme bis in die fernsten Himmelsweiten und befragte den Wind und die Wolken, die aufgehende Sonne und das Mondlicht, aber nirgends erhielt sie Antwort.

VI. Psyche in der Schule.

Höher und höher schwebte Psyche in kreisendem Fluge. Tief unten sank die Abendsonne in ihr von schwelenden Fackeln umlohtes Grab. Die Erde grüßte nur mit ihren höchsten Eis- und Felsengipfeln durch den milchfarbigen Nebel, der die Fluren bedeckte. Kein Laut mehr drang von unten empor, kein Vogel gab singend das Geleite, nur der Sturmwind heulte und sang ihr ins Ohr sein Lied von der großen, schauerlichen Leere. Die Einsamkeit mühte sich vergebens, sie zurückzuschrecken, ob sich auch Warnung nach Warnung, aus zahnlosem Altweibermund gute Ratschläge kreischend, an ihre zarten Flügel hing, sie strebte weiter in die Höhe, bis hinauf zu den Sternen. Dort oben war ihre letzte Hoffnung auf die Antwort, die alle Erdendinge geweigert hatten.

Eine lange, lange Nacht währte Psyches Sternenreise. Als sie wieder herniederstieg zur Erde, hockte graues Zwielicht auf allen Zweigen, der Morgen schielte unter verschlafenen Augenlidern den fröstelnden Bergen über die verdrießlich hochgezogene Schulter. Psyches Wangen waren bleich, ihr blondes Haar verwirrt, die aufgelösten Locken von Sternentau getränkt, aber in ihren Augen brannte ein klares, kaltes Leuchten. Die Antwort, um die sie ausgezogen war, hatten ihr Sonne, Mond und Sterne nicht geben können, aber sie hatte dort oben erfahren, daß das geringste Ding auf Erden ihr dies Geheimnis und alle anderen dazu enthüllen werde, wenn sie nur erst gelernt hätte, es in seiner Sprache zu befragen.

So kam über Psyche der Entschluß, in die Schule zu gehen, um die Sprache der Dinge zu erlernen. Ein dunkles, staubfarbenes

Schülerkleid zog sie über die zarten, schimmernden Mädchenschultern, zwang ihre Locken in ehrbare Zöpfe und wandelte, den Lederranzen mit dicken Büchern vollgestopft, mit bedächtigen Schritten den Weg zur Schule, der, wie bekannt, zwischen zwei graugetünchten Mauern in weiten Windungen und Kehren bald bergan, bald wieder abwärts läuft. Nur manchmal durchzuckte es sie und sie wippte mit den Flügeln, daß sie vom Boden gehoben wurde und einen Augenblick über die Mauern hinwegsehen konnte, ins blühende Land hinaus. Doch das Kleid von derbem Stoff und die braven, schweren Schuhe zogen sie gleich wieder hinunter auf den Weg, den zu gehen ihr oblag.

Die beiden Mägde, die einst in Fesseln dem Triumphwagen des Willens gefolgt waren, Wissen und Wahrheit, sie saßen jetzt in der Schule als Lehrerinnen auf erhöhtem Stuhl, strenge Brillengläser vor den Augen, und legten die Stirnen in bedenkliche Falten, als sie die neue Schülerin erblickten. Die aber bat demütig solange, bis sie ihr Herz erweichen ließen und sie aufnahmen zu Lehre und Unterricht. Dabei haben sie ihr manches liebe Mal auf die feinen, mutwilligen Finger geschlagen.

VII. Die gläserne Mauer.

Um den Preis vieler Tränen und Tintenflecke ist es Psyche endlich gelungen, hie und da ein kleines Stück ihrer Schulaufgaben zu lernen. Auch das Wenige wäre zu viel für ihre Geduld gewesen, hätte sich nicht die Neugier mitleidig neben sie gesetzt und bunte Bilder über das verstaubte Buch ausgebreitet, um ihren rasch erlahmenden Eifer zu beleben. Stumm waren ihr die Dinge nun nicht länger, aber statt zu verstehen, was der Wind mit den Wolken sprach, wenn er sie über den blassen Frühlingshimmel trieb, oder wie die Heckenrosen den braungoldenen Bienen riefen, wenn ihre weißen Blütenblätter sich auftaten und den Weg in ihren Schoß freigaben, mußte sie erst alles Leben zerpflücken und zerstören, einstampfen und verreiben, Verbundenes auflösen, Feindliches zusammenbrauen, um schließlich ein abgerissenes Stammeln, ein verdrießliches Murmeln zu vernehmen, das nur selten einen Augenblick lang sich zu klarem Sinn zusammenfügte.

Unwillig ob der langwierigen Martergänge, an deren Ende kein Ziel mit holdem Gewähren stand, legte sie Bücher, Kolben und Pressen beiseite, um nach Liebe und Laune irgendwo ein freies Stück Grünen und Schwellen leidenschaftlich zu erfassen und an die Brust zu drücken. Aber ihre ausgestreckten Arme erreichten keine Blume, keinen Halm, so nah sie vor ihren Augen auch blühten und nickten, ihre Finger prallten zurück von einer unsichtbaren Wand. Immer wieder und wieder griff sie mit sehnsüchtigen Händen zu, versuchte bald hier, bald dort sich dem Gefängnis zu entwinden, wie die Fliege, die unablässig gegen eine Scheibe summt,

doch alle Mühe war umsonst, sie blieb eingeschlossen, abgesperrt von dem lebendigen Leben der Welt. Statt sich an die Nähe und Ferne liebend zu verlieren, war sie von nun an auf sich selbst gewiesen, eingezäunt von der gläsernen Mauer, die um sie herum die Wissenschaft gebaut hatte.

VIII. Gesetz.

Inzwischen war des Menschen Wille Herr geworden über Pans böse Meute. Gezähmt und angekoppelt lagen die blutgierigen Kläffer zu seinen Füßen, wagte noch einer zu knurren und die Zähne zu blecken, so verkroch er sich bald wieder vor den wohlgezielten Streichen. Doch des Siegers heiteres Lächeln war erloschen, die Demut und der kriechende Gehorsam der Geschöpfe gab ihm keine Freude mehr. Er erkannte, daß nicht Anbetung, sondern Angst und Unterwerfung ihre Rücken beugte, die stets bereit waren, mit einem jähen Ruck gegen ihn aufzuschnellen; im Augenblick, wo sie ihn schlummernd und waffenlos fänden, säßen ihre Raubtierzähne an seiner Kehle. Da ekelte ihn seiner Herrschaft und er beschloß auszuziehen und zu suchen, ob er ein drittes Reich finden und gründen könnte.

Er nahm den Weg, der steil bergan durch den Hochwald führt; aus dem durchsichtigen Schatten und warmen Nadelgeruch gelangte er auf eine offene Halde. Nach mancher Wanderstunde über das Alpengras war der sanft gewölbte Gipfel erreicht, wo der Baum des Lebens steht, mit Blüten und Früchten voll behangen. Der Wind ging mit zärtlichem Geflüster durch die Blätter und Zweige und streute den Samenstaub in duftenden Wolken in die Welt hinaus. Der Wanderer versuchte mit seinen starken Armen einen Zweig zu sich herabzubiegen; ja, er vermochte es, er durfte sich an den Früchten erquicken oder sie achtlos zu Boden werfen nach seinem Gefallen, aber dennoch konnte nicht für ihn der Baum gepflanzt sein, der ihm Nahrung oder Gift gleichgültig und wahllos darbot. Er ließ sich im Schatten nieder, trotzig in sich selbst ruhend, bis sein Blick auf das weite Land fiel, das ringsum ausgebreitet lag. Umschau haltend besah er die gelben, regelmäßigen Streifen der Kornfelder zwischen dem grünen Wiesenland, die kleinen Häuser, vom Laub ihrer Fruchtgärten beschattet, und die weißen Bänder der Straßen, die sich zwischen ihnen spannten. Und als das alles im letzten Grau der Dämmerung versank, hatte er erkannt, daß er schon an des dritten Reiches Grenze angelangt sei, aber nicht um dort zu herrschen, nicht er, noch irgend ein anderer, denn es war ein Reich der Freiheit und Einsamkeit. Es gab nicht Freund noch Feind mehr, nicht Herr noch Diener, alles Dasein lief gleichgültig aneinander vorüber auf gesetzten Bahnen, er selbst mitten darunter. Er wußte sich eins mit allem Werden, das um ihn seinen Reigen schritt, und war einsamer, als je vorher.

Seufzend erhob er sich und schritt heimwärts, zum besiedelten Land hinab. Tiefe Nacht hing in den engen Säulengängen des Waldes. Im Dunkel der Stämme und hoch oben zwischen den Wipfeln erglänzten kleine Glühpunkte: Leuchtkäfer im Liebestaumel einer Sommernacht und von einem Tor der Ewigkeit zum anderen wandernde Gestirne.

IX. Zauberlehrling.

Damals, als der Mensch sich in den Mittelpunkt der Welt gestellt hatte wie in einen Spiegelsaal, der in unendlich vielen Scheiben sein Bild zurückwarf und wiederholte, damals sprang all sein Vermögen, ob wirklich oder wahnhaft, aus seinen Wünschen und Begierden, aus seiner Sehnsucht und seiner Angst ohne Zaudern und Zwischenglied hervor. Nicht bloß in seinen Zielen, auch in allen seinen Mitteln erkannte er sich selbst und faßte sie mit ein in seine Liebe. Später, als der Allmachtsmantel des Willens in Fetzen hing, trafen sich Wunsch und Erfüllung noch oft auf den heimlichen Schleichwegen der Phantasie, wo sie sich zwischen Busch und Hügel beim unsicheren Schein des Mondes in den Armen lagen. Doch seit Psyche auf der Schulbank gesessen, standen dort Warnungstafeln aufgerichtet, an denen die Liebenden nur mit niedergeschlagenen Augen und ängstlich klopfendem Herzen vorbeizuhuschen wagten. Statt in verbotenen Liebesnächten sollten sich die beiden von nun an nur mehr am lichten Tage, im sonnenbeschienenen, staubigen Reiche der Außenwelt treffen und die beiden Lehrerinnen Psyches wußten ein Mittel dazu. Vor ein finsteres Verlies führten sie die Schülerin, in dem ihre Söhne schlummerten, ein eisernes Geschlecht, an Herz und Gliedern ganz aus Stahl, die nicht Leiden kennen noch Leidenschaft, weil sie ohne Rausch und Entzückung von ihren Müttern empfangen wurden. Da weckte Psyche zu unheilvoller Stunde die Maschinen aus dem Schlaf, und wenn ein Wunsch ihr seiner Gewährung würdig zu sein schien, schickte sie die neuen Diener aus, um die Braut aus dem Zauberschlosse Pans zu erlösen und heimzuführen. Da galt es Felsen zu durchbohren, zu erhorchen, was tausend Meilen entfernt gesprochen wurde, mit den Adlern um die Wette zu fliegen und manches spitzfindige Rätsel zu lösen — aber die eisernen Ritter blieben standhaft und unerschrocken.

Freilich, bis die Braut befreit war, konnte der Bräutigam bisweilen schon gestorben sein, oder so sehr gealtert, daß er sich fremd und kalt von ihr abwandte. Und des eisernen Geschlechtes wurden immer mehr und mehr, so daß die Erde begann, unter ihren Tritten zu erdröhnen. Kaum wagte sich die Seele noch in die Welt hinaus, weil sie überall auf die stählernen Gewalthaufen traf, die ihr in gefühlloser Kälte und unabänderlicher Fremdheit dienten. Manchmal schien es ihr, als ob ein tückischer Seitenblick aus glühender

Kohle, die statt des Auges aus einem Eisenkoloß funkelte, an ihr entlangglitte.

War Psyches Argwohn grundlos? Der Tag kam, an dem die Knechte sich empörten und das Joch des Menschen hohnlachend von sich warfen, der Tag, an dem sie unter einem grell geröteten Himmel mit eisernen Füßen ihre Gebieter zu einem fürchterlichen Knäuel wehklagend sich windenden Körper zusammentraten, an dem sie mit Blut besudelt Menschenblut mit unersättlichen Stahlschnauzen gierig eintranken. Da stand Psyche mit gerungenen Händen, raufte ihr Haar und verhüllte ihr Antlitz, ratlos das Zauberwort suchend, das die eisernen Giganten wieder zurückbannt in ihre Höhle.

X. Die Heimkehr der Seele.

Es waren die Künstler, die echten Söhne der ersten Menschheitsführer, die vor den anderen die gläserne Mauer erkannten und mißtrauisch davor stehen blieben. Als die Warnungstafeln die lieblichen Schattenwege der Phantasie verbieten wollten, als die eisernen Knechte erschienen und sich zum Vernichtungskampf des jüngsten Tages zu rüsten begannen, da sahen die Künstler, daß draußen in der Welt der Seele Bleibens nicht mehr länger sei und sie fingen an, sie zurückzurufen. So wie sie einst die schwachen Brüder mit Worten und Bildern hinausgeschmeichelt hatten in die kalte Öde, so locken sie nun alle, die Ohren haben, um sie zu hören, weltaus und heimwärts. Das Reich Pans verfällt, wird wüst und unfruchtbar, wie ein im Schweiß der Ahnen umgepflügter Acker, den der Enkel dem Unkraut überläßt. Im Reich der Seele feiert alles seine Wiederkehr, was dort draußen geglänzt und geblüht, geduftet und geklungen hatte, aber nicht mit der Stärke und Glut derber Wirklichkeiten, sondern als ein Tanz verschwimmender Schatten. Nicht die Dinge wandeln hier mit ihrem Gut und Böse, Schön und Häßlich, Gesund und Krank, nur ihr letzter, abgetönter Nachhall verschwebt in der Luft, von dem nicht mehr zu erraten ist, ob er Klang sei oder Farbe. Die Seele entschreitet langsam der Welt, eh' sie das dunkle Tor erreicht, sagt sie noch oft ihren Blumen Lebewohl, kehrt sich zurück zur leuchtenden Tagessonne, doch nur in leiser Wehmut, nicht von Sehnsucht getrieben. Die Heimkehrende nimmt der Traum in seine weichen Arme und küßt sie auf die müden Augen, damit sie die bösen Abenteuer ihrer Weltfahrt vergesse.



Bücher.

DAS BILD DES RAMSES. Drama von Franz Dubsky, Verlag Georg Müller. München.

Wer in aufnahmsfähiger, empfänglicher Gemütstimmung eine Sammlung ägyptischer Altertümer durchschreitet, wird beim Anblick der in hieratischen Gleichmut thronenden Kolossalstatuen gewiß noch etwas mehr empfinden, als archäologisches oder kunsthistorisches Interesse. Das Gefühl des Rätselhaften wird ihn erfassen und in seinen Bann ziehen, mag ihm sein geläuterter Geschmack auch sagen, daß hinter der Steifheit der Bewegung und der Ausdruckslosigkeit der Züge keine geheime Bedeutung stecke, sondern nur eine zur Schablone gewordene künstlerische Tradition. Gleichwohl werden wir ihm gegen seinen Geschmack recht geben, wenn wir das Rätsel auch zunächst nicht in jenen Bildsäulen, sondern in ihm selber finden — eine Rätselstimmung, die ihn ergreift, weil Erinnerungen, die seinem bewußten Denken fremd und unheimlich sind, ihre Schatten über ihn werfen und ein Stück seiner eigenen Seele zweideutig und rätselhaft erscheinen lassen.

Was gibt diesen Figuren die Macht, wenn auch nur für Augenblicke eine dunkle Empfindung von Angst und Zweifel zu erwecken, die ihrer starren Eindeutigkeit völlig fremd zu sein scheint?

Die Antwort wird dem Psychoanalytiker nicht schwer fallen. Diese Königsbilder sind Vatergestalten, die aus menschlicher Urzeit stammend, den Beschauer leicht in die eigene Urzeit zurückführen. Sie sprechen nicht in dem durch Wahrscheinlichkeitsrücksichten und Vernunftbedenken beeinflußten Dialekt zeitgenössischer Kunst, sondern stehen der echten, alten, niemals völlig zu vergessenden Kindersprache nahe.

Ein Dichter, auf den dieser Eindruck offenbar besonders stark wirkte, hat es unternommen, ihn gestaltend zu deuten; er hat seine Empfindungen sozusagen rückübersetzt, indem er sich von der durch solchen Anblick angeregten Phantasie in die Entstehungszeit des Bildes des Königs Ramses II. entführen ließ, so daß der alte, verdrängte Konflikt sich als neues, eben eintretendes Ereignis vor seinen und unseren Augen abspielt. Die einander widerstrebenden Einstellungen sind auf verschiedene Personen verteilt, der innere Zwiespalt wird als dramatischer Konflikt zwischen Kindestreue und Vasallenauflehnung dargestellt.

Es handelt sich also nicht bloß um ein »Kostüm«, das heißt um diejenige Lokalfarbe, die dem Charakter der Handlung am angemessensten ist; Zeit und Ort sind ein wesentlicher Teil des Werkes, ein Stimmungselement, das alles andere in sich einschließt. Freilich war es nicht möglich, diesen völlig fremdartigen, altägyptischen Ton und Stil völlig festzuhalten und nicht manchmal eine der Gegenwart angehörige Sinnesart zu Wort zu lassen.

Die Handlung des Stückes, die ohne Unterbrechung abläuft, hat bei aller Geradlinigkeit hinreichend dramatische Bewegung, um das Interesse zu wecken und festzuhalten. Nicht überall kommt die zwingende Logik der Ereignisse, die der tragische Aufbau fordert, voll zur Geltung, Spannung und Gehalt der Situationen werden nicht immer bis zum Grunde ausgeschöpft, aber auch dort, wo ein Mangeln der vollen Reife der Technik fühlbar wird, läßt sich der auf ein künstlerisches Ziel eingestellte Dichterwille nicht verkennen. Bei einer Handlung in solcher zeitlicher Entlegenheit bildet die Sprache ein besonders schwieriges Problem; rein und lauter, gleich frei von Banalität und Geschraubtheit, gleicht sie einer Glocke von edlem Metall, die

aber erst mit einem Teil ihrer Masse zu schwingen vermag. An einzelnen Stellen tritt sie mit ganzer Kraft in den Dienst des dramatischen Ausdrucks, anderwärts klingt sie noch unsicher.

Ein Zug verdient noch besondere Hervorhebung, weil sich in ihm das innerliche Erfaßtsein des Dichters von seinem Stoff ausspricht. Obwohl die Stellungnahme zu dem Vaterbildnis zwischen den Personen so aufgeteilt ist, daß jede von ihnen eine andere Einstellung repräsentiert, setzt sich der innere Zwiespalt, der mit dieser äußerlichen Form der Erledigung nicht abgetan ist, noch in das Seelenleben dieser Figuren fort, die erst dadurch aus dem Relief zu vollkommener Plastik hervorwachsen. Bei der Königin ist dieser innere Konflikt durch den Wechsel zwischen Gesundheit und Lähmung anschaulich gemacht; viel weniger sichtbar, aber auch viel tiefer in das Gewebe des Charakters verschlungen und von größter psychologischer Wahrheit ist die Andeutung desselben Konfliktes in der Haltung und den Worten des Königs. Hinter dem Trotz schimmert eine geheime Angst auf, die dem Trotz des Schwachen erst die rechte Nahrung gibt, denn sie lockt und zieht ihn, die gefürchtete Macht nicht nur vor dem Volke und der Königin, sondern noch mehr vor sich selber auf die Probe zu stellen. Im letzten Grunde steht auch bei dem König, der Leben und Reich an den Abfall wagt, die Verehrung der väterlichen Größe und Gewalt, und wo diese tiefsten und verborgensten Dinge Ausdruck finden wollen, findet auch die Sprache ihr ganzes Erz.

»Allgegenwärtig war
Sein Bild in uns, denn überall im Haus
Erdröhnten Schritte wie von ihm, und seine
Augen blickten uns an. Und wenn wir wachten,
So wachte er, und schliefen wir, so schlief
Er neben uns und zwischen uns. — Er schlich
In unsere Träume ein, und seine Nähe
War greifbar und nicht wesenlos — . . .«

Wer für solche Menschlichkeiten ersten Ranges, wie es die Übermacht der Vater-Imago ist, die richtigen Worte zu finden weiß, der trägt den Dichtertitel mit vollem Recht.

H. S.

ZUM UNSICHTBAR MACHENDEN RING.

Das alte mythische Motiv vom unsichtbar machenden Ring, dessen Besitz dem Lyder Gyges zugeschrieben wurde und der in zahlreichen Märchen und Sagen ein beliebtes Requisit bildet, erscheint in einem kürzlich veröffentlichten Roman[1] mitten in die modernste Gegenwart hinein versetzt, dorthin, wo sie in ihrer höchsten Steigerung auftritt: in das heutige Berlin. Und als Träger dieses wunderbaren Zauberinstrumentes erschafft der Dichter einen aus der persönlichen Eingeengtheit der jede freie Entfaltung der Individualität brutalisierenden Großstadt hinausstrebenden jungen Menschen, der sich der geistigen Industrialisierung nicht unterwerfen will.

Stefan Horn, der nach außen hin als bescheidener Bürger, in Wirklichkeit als selbstzufriedener, weltabgewandter Egoist in seiner kleinen Vaterstadt den Lehrberuf ausübt, wird plötzlich an der Schwelle des dreißigsten Lebensjahres von Reue über die schönen unbenützten Jugendjahre und von

[1] »Horns Ring« von Otto Flake. Berlin. Verlag S. Fischer. Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

einer wilden Lust nach allen Abenteuern der großen Stadt erfaßt. Er verläßt seine Mutter, der er einziger Trost ihres Alters war, und seine gesicherte Stellung, um in Berlin als freier Schriftsteller zu leben. Aber schon beim ersten Anlauf sieht er seine allzu persönlichen Ideale an den harten Wirklichkeiten des modernen großstädtischen Lebens zerschellen und sich selbst davon bedroht, der von ihm am meisten gefürchteten Gefahr zu verfallen: An Stelle einer mühselig gelösten Fessel eine andere einzutauschen. Er war ausgezogen, eine Stadt zu erobern und hatte, ehe er noch damit den Anfang machen konnte, eine Frau gewonnen, die allmählich alle seine freigewordenen Kräfte binden sollte. Mit Rudi, wie sein Schicksal genannt wird, verbinden ihn Fäden tiefreichender sinnlicher Neigung, aber sein mit der Gesetzmäßigkeit von Ebbe und Flut zeitweilig mächtig emporwallendes Freiheitsbedürfnis hält ihn mehr als seine bescheidenen materiellen Verhältnisse stets vom letzten bindenden Schritt ab, auch als ein solcher durch Rudis äußere Lebensbedingungen nahegelegt scheint. Zwischendurch spielen aber seine Gedanken auch mit der Möglichkeit, eine millionenreiche Russin zu heiraten, die ihm allerdings als Weib gar nichts bedeutet. Von der geforderten Lösung dieses scheinbar banalen, im Grunde aber tief menschlichen Konfliktes befreit ihn die Nachricht einer schweren Erkrankung seiner Mutter, die er daheim nicht mehr lebend antrifft.

An dieser Stelle setzt nun, für den uneingeweihten Leser ganz unmerklich und durch einen Irrenhausbesuch gut motiviert, die phantastische Handlung mit dem Ring ein, mit der ein zweites, ebenfalls nicht mehr neues Motiv verknüpft erscheint: das Ausleben der von der Wirklichkeit versagten Befriedigungsmöglichkeiten im Traume. Es ist nicht nur technisch die einzig durchführbare Verarbeitung des Ringmotivs in modernem Gewande, sondern auch dichterisch ein überaus feiner Zug, daß im Helden, durch den Wahn eines Irren angeregt, die in uns allen lebendige Sucht nach ungehemmter Befriedigung aller Gelüste in dem unsichtbar machenden Ring Gestalt gewinnt. Mit diesem Kleinod gerüstet, verwirklicht Horn im Traume seine kühnsten Sehnsüchte. Er ist Herr über unumschränkte Geldmittel und schafft sich und anderen Gutes damit. Aber hinter allem bunten Treiben der großen Welt taucht immer wieder der höchste und treibende Wunsch aller Bestrebungen auf, die Vereinigung mit dem geliebten Weib. Und auch nicht die Möglichkeit, mit Hilfe des Ringes andere Frauen zu erobern oder die Genüsse aller Erdteile auszukosten, vermag ihn schließlich von der Frau abzubringen, an die er beim ersten Flüggewerden seine Sinne geknüpft hatte. Den Konflikt, der dem Traum Nahrung und Stoff gegeben hatte, nämlich das Schwanken zwischen Rudis stets neue Berückungen gewährenden leiblichen und seelischen Eroberung und Weras Millionen löst die Traumphantasie in der simpelsten Weise: Er hat selbst die Millionen und kann seine Rudi dazu nehmen. Beim Erwachen fehlen allerdings die Millionen, die sich aber bald in Form eines Onkels in Amerika einstellen und vom ganzen Traum bleibt nur die Moral von der allein seligmachenden Gattenliebe zurück, die der Held nun in Wirklichkeit umsetzt.

So endete eigentlich diese phantastische Geschichte, die reich an kühnen Ansätzen schien, im seichtesten bürgerlichen Fahrwasser, wenn man den Blick an der Oberfläche der »Lösung« haften läßt. Aber nicht auf die paar ewigen Motive der Kunst kommt es an, die so alt sind wie die Menschen überhaupt und solange Geltung haben werden, als Menschen menschlich leben, sondern auf ihre Verknüpfung, ihre Verwertung, ihre Durchleuchtung. Darin liegt das Eigenartige jeder künstlerischen Schöpfung, aus den wenigen

stereotypen Zeichen des seelischen Alphabets, einen immer neuen, noch nicht dagewesenen Sinn herzustellen. Und so hat denn Flake in seinem neuen Roman in der uralten Kindersehnsucht vom unsichtbar machenden Ring nicht bloß das Symbol des männlichen Strebens nach Herrschaft und Macht gesehen, sondern auch gezeigt, wie diese nach außen gerichteten Tendenzen in letzter Linie in dem Verlangen gipfeln, mit dem geliebten Wesen eins zu werden. Die betreffende Stelle ist für die Auffassung des Ganzen so bedeutsam, daß sie hier in extenso Platz finden möge: »Am Ende aller Begegnungen, aller Trauer und aller Freude, stand die Umarmung, und man hat ein quälendes Gefühl, wie unbeschreiblich einfach das war und wie unverständlich man doch gewesen wäre, hätte man es den Menschen ins Gesicht gesagt. Aber die Frauen wußten um dieses Geheimnis. Menschen waren getrennt und hatten kein stärkeres Gesetz in sich, als diese Trennung aufzuheben und in ein Dunkel zu tauchen, in dem noch alles und alles wieder ungetrennt war. Das andere, woran Menschen ihren Sinn hängen, Stand, Beruf, Ziele, war nur künstlich und wesenlos gegenüber diesem Ewigen und Tiefsten, und schmerzlich trug man in sich einen Wunsch, immer wieder das große Mysterium zu vollziehen. Das war ein ganz sinnliches Verlangen, aber die Menschenliebe hatte hier eine ihrer natürlichsten Wurzeln, aus der Kleinliches und Starkes, Gewissenlosigkeit und unerschöpfliche Zärtlichkeit stieg.«

Hier hat ein Dichter tief in das Triebwerk menschlicher Leidenschaften geblickt und mit innig verstehendem Verzeihen die in uns allen waltenden ewigen Naturgesetze als Kern des vielmißbrauchten Schicksals bloßgelegt. Daß er es daneben glänzend versteht, ein Bild des äußeren modernen Kulturlebens in rhythmisch und plastisch gleich packender Weise mit den technischen Mitteln der Sprache zu entwerfen, mag für sein hohes Können sprechen. Ebenso die Großzügigkeit, mit der der konzentriertesten Realitätsschilderung der ausschweifendste Wunscherfüllungstraum des nach bindender Liebe und freiheitgewährender Macht gleichzeitig dürstenden heutigen Kulturmenschentypus gegenübergestellt wird.

Man könnte die restlose Befriedigungstendenz des Traumes mit dem Hinweis darauf bestreiten, daß Horn, der zwar die Geliebte zum Weibe gewinnt und mit ihr Stunden des reinsten Genusses durchlebt, sie auch im Traume wieder verliert und daß eben ihr schmerzlich empfundener Tod den Übergang ins Wachleben vermittelt. Aber gerade an dieser Stelle ist die tiefste Sehnsuchtstillung des Traumes zu suchen und zu finden, wenn man die bunten Fäden des dichterischen Gewebes durch ihre vielfachen Verschlingungen hindurch dorthin verfolgt, wo sie mit dem seelischen Hintergrund, auf dem sie ruhen, stofflich verknüpft sind. Horn träumt daheim, kurz nachdem er seine Mutter begraben hat, den Traum vom glänzenden äußeren Erfolg, auf den die Verstorbene vergeblich gewartet hatte, und von der dauernden Vereinigung mit Rudi, die ihm augenscheinlich die bisher im Unbewußten einzig Geliebte, nämlich die Mutter, ersetzen soll. Um diese Identität voll herzustellen, stirbt Rudi am Schluß des Traumes und er begräbt sie, wie er wenige Tage zuvor seine Mutter bestattet hatte. Zum Überfluß geht die Versinnbildlichung des Mutterideals durch Rudi so weit, daß sie, die in der realen Handlung des Romanes nie Kinder haben sollte, im Traume freudig Mutter wird. Bald darauf wird Horn der kostbare Ring von einem Abenteurer abgenommen, der ihn mißbraucht, und der Held führt an der Seite seines Weibes ein beschauliches Dasein, das allerdings nur von kurzer Dauer ist. So dient ihm eigentlich der Ring, den er tatsächlich gar nicht auszunützen versteht, in einem tieferen psychologischen Sinne nur dazu, die verlorene

Mutter in neuer Gestalt wieder zu gewinnen, womit sehr gut in Einklang steht, daß Horn den Ring nur um den Preis des Lebens seines früheren Besitzers erwirbt. Hier mündet die Ringfabel breit in den Ödipuskomplex ein, aus dem sie auch die Gygessage geschöpft hatte.

Indem aber der moderne Dichter die magischen Wirkungen des unheimlichen Ringes in die Traumphantasie seines Trägers verlegt, folgt er nicht nur tiefreichenden seelischen Verknüpfungen, die ich an anderer Stelle darzulegen versuchte[1], und zeigt damit die vermutlich ursprünglichste Quelle des Ringmythus auf, sondern er drückt damit auch aus, daß die Sehnsüchte, die zur Schaffung des Ringsymbols geführt haben, in unserer seelischen Realität zwar fortleben, aber in der heutigen Wirklichkeit keinen Raum haben und ihre Erfüllung in das Reich der Träume zu verweisen ist. So wird der Dichter gleichzeitig zum Deuter des Sinnes alter Mythen, zum Versteher unseres gegenwärtigen und Künder eines zukünftigen Daseins, in dem die wenigen abgebrauchten Motive menschlichen Empfindens in neuer Gestaltung und Verkettung sich abwickeln werden. Dr. Otto Rank.

THOMAS MANN ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN.

Es wäre schon manch Bezeichnendes darüber anzuführen, wie die Dichter der Jetztzeit sich unter dem mächtigen Eindruck des Weltkrieges verhalten. Einige ziehen mit hinaus und berauschen sich am Rausch der Volksgenossen, dem Donner der Kanonen, der Spannung der Gefahr, dem Blut des Nahkampfes oder schwelgen in Mitleid, — andere berufen sich auf ihre Nerven, ihre zartere Organisation, bleiben daheim und entdecken ihren Patriotismus oder dichten an ihren Novellen nach alten Stoffen oder an Ehebruchsdramen ungestört weiter. Beiden Spielarten der Poeten, wie uns anderen, bleiben die treibenden Kräfte des historischen Umsturzes unbekannt und namentlich die Einzelpsychologie der Persönlichkeiten in leitenden, Entscheidungen fällenden Stellungen bleibt, in Verborgenheit gehüllt, ganz unlösbar.

So wendet sich denn Thomas Mann der vaterländischen Vergangenheit zu, einer Zeit, wo Preußen auch von einer Koalition von Feinden umgeben war, wo aber — vor fast zwei Jahrhunderten — in König Friedrich eine Persönlichkeit im Mittelpunkt stand, der sich eine dichterische Gestaltung nahen darf, die aus all dem, was die Geschichte berichtet, den Heros bilden kann. Ein tiefer Psychologe, wie Thomas Mann, wird erfolgreich abwägen, ordnen und die treibenden Kräfte des Genius in dem großen König erkennen lehren. Hier sei anerkennend hervorgehoben, daß der Dichter in seinem biographischen Aufsatz »Friedrich und die Koalition«[2] sich nicht scheut, dem Sexualpsychologischen den gebührenden Platz einzuräumen. Der Prinz soll ein ziemlich ausschweifender Jüngling gewesen sein, ein paar Debauchen sind überliefert, aber die Kräfte des Körpers sollen die Neigungen des bösen Willens nicht genug sekundiert haben. »Als ganz junger Mensch schon erklärte Friedrich, daß er nur Genuß von den Frauen wolle, sie hernach aber verachte. Er hat nie geliebt. Dann kam ein Malheur auf diesem Gebiet, man spricht von einer Operation, die sich anschloß, — und von diesem Zeitpunkt an war irgend etwas kupiert in seiner Natur . . ., das Weib hatte seine wenig ehrenvolle Rolle in seinem Leben ausgespielt. Eine tiefe Misogynie ist fortan

[1] »Die Nacktheit in Sage und Dichtung«, »Imago«, II. Jahrgang 1913.

[2] Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. Berlin 1915. S. Fischer.

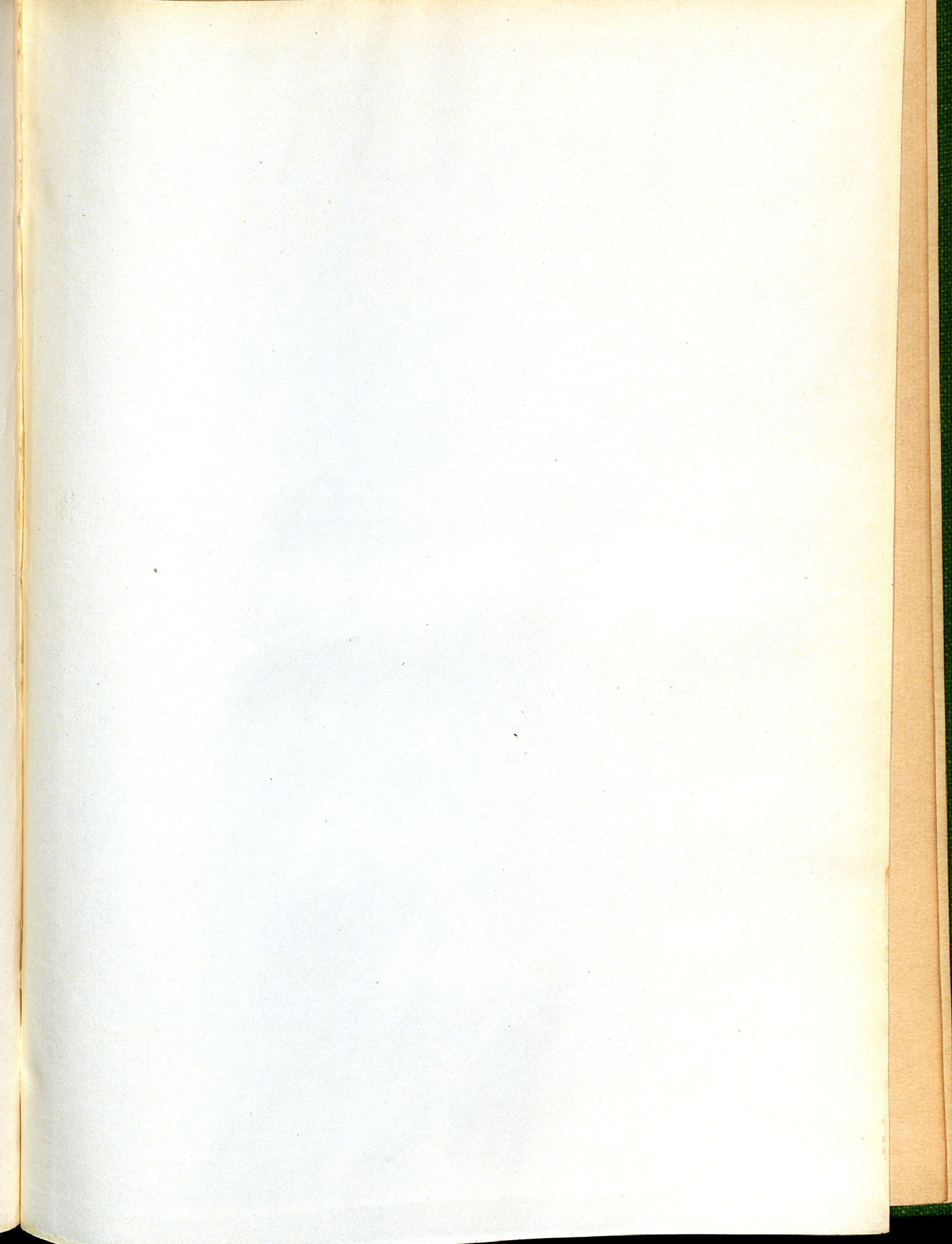
von seinem Wesen unzertrennlich ... Das andere Geschlecht ließ ihn nicht nur kalt, er haßte es, er verhöhnte es, er duldete es nicht in seiner Nähe ... Offenbar wurde Friedrichs Männlichkeit von dem weiblichen Gegenpol nicht in der üblichen Weise angezogen. Es ist denkbar, daß sein langes Kriegertum dazu beitrug, seine Instinkte dem anderen Geschlecht zu entfremden ... Sein Begriff vom Soldatentum, asketisch überhaupt, war antifeminin in dem Grade, daß es die Weichheit von Liebe und Ehe ausschloß.« Sein Haß gegen die Frauen hatte vielleicht auch politische Folgen: Denn es regierten damals drei Frauen, die Zarin Elisabeth, Maria Theresia und die Pompadour. »Friedrich verachtete und brüskierte sie alle drei bis zur vollkommenen politischen Unklugheit. — Friedrich war eigensinnig, despotisch und von grotesker Sparsamkeit. Ausgebrannt, öde und bös, liebte er niemanden, und niemand liebte ihn ... Um ein wenig tierische Wärme zu empfinden, ließ er seine Lieblingswindhündin des Nachts sein Lager teilen.« In den letzten Jahren höhnischer und boshafter geworden, starb er — der immmer schlecht verdaut hatte — nach qualvoller und widerwärtiger Krankheit, vereinsamt: »Alles war totenstill«, wie es heißt, »aber niemand war traurig. Man fand kein heiles und sauberes Hemd in seinen Schubladen, und so gab ein Diener eins von den seinen her, womit man die Leiche bekleidete. Sie war klein wie ein Kinderleib.« —

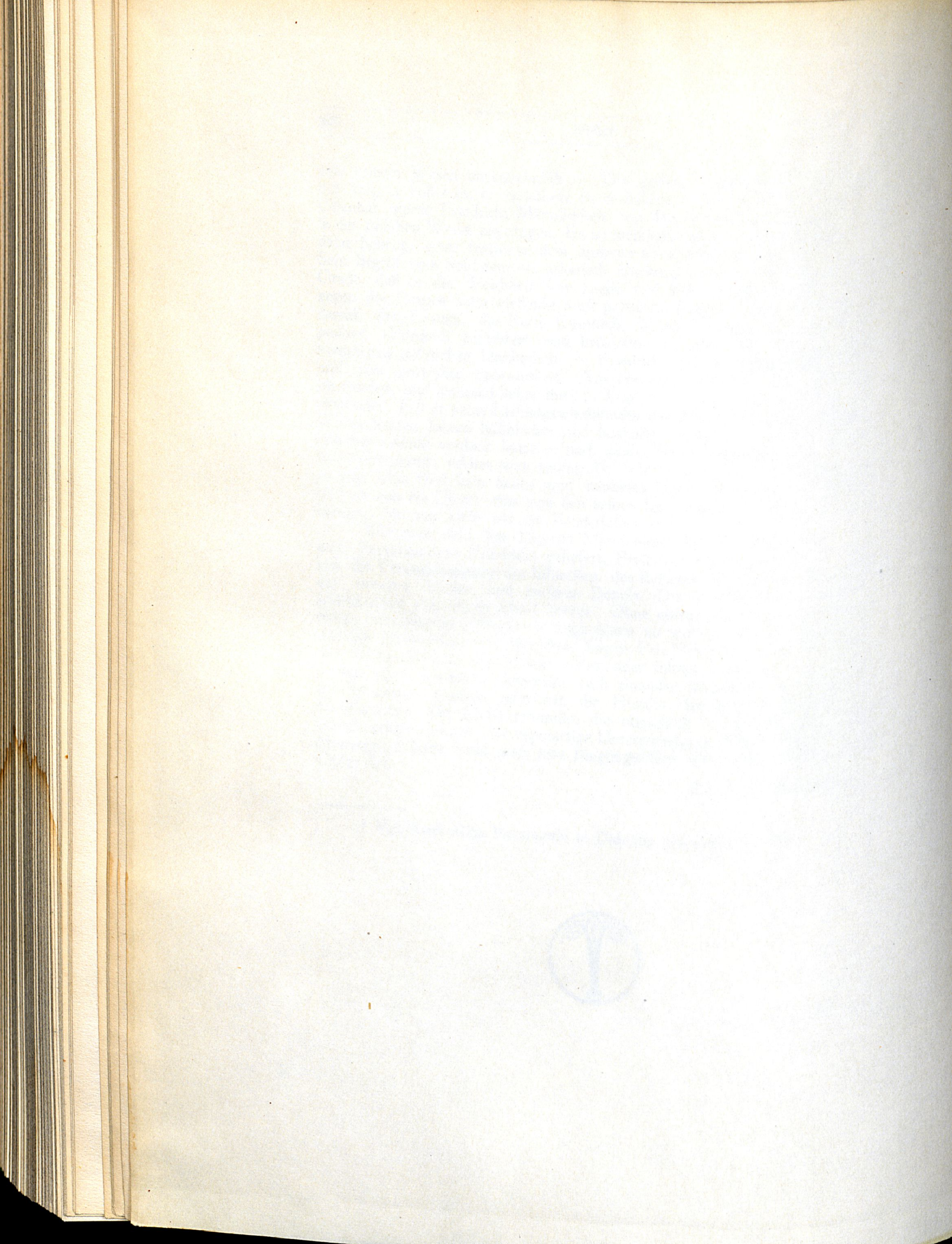
Wie man sieht, hat Thomas Mann nicht ohne Geschick Ansätze zu einer Psychoanalyse Friedrichs geliefert. Freilich nur Ansätze, und es rächt sich die Vernachlässigung des Infantilen, des Reflexes der Familie, namentlich des strengen Vaters und anderer Details. Die homosexuellen und die analen Züge aber treten scharf hervor. Ohne einem andern die Ausführung dieser interessanten Analyse vorwegnehmen zu wollen, sei nur hingewiesen auf den Briefwechsel zwischen dem jungen Friedrich und seiner Schwester[1], den die Geschwister ihre Hunde miteinander führen lassen, und in dem die beiden »ihre fleischliche Sehnsucht nach einander bekennen, der Schoßhund der Schwester weiblich reserviert, die Hündin des Bruders in drastischer Deutlichkeit«. Die Lieblingshündin, die tatsächlich immer mit dem König schlief, erhält dadurch eine eigenartige Unterstreichung. Einen homosexuellen Hintergrund hatte wohl auch jene Jünglingsaffäre, der Leutnant Katte zum Opfer fiel.

Dr. E. Hitschmann.

[1] Vgl. Rank »Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage.« S. 436.







Inhalt des sechsten Heftes.

BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, G. M. B. H. IN WIEN.